

Gutshaus Rossitten



Rossitten

Auszug aus
„Das Kirchspiel Königsblumenau“

Chronik, Geschichte und Berichte

Zusammengestellt, ergänzt und erarbeitet von
Horst Zlomke

Rossitten

(Die Schreibweise des Ortes hat wiederholt Änderungen erfahren.)

Mit dem Erscheinen des Deutschen Ordens im Prussenland (1231) wird der Ort, die einstige Prussensiedlung, aus dem geschichtlichen Dunkel gehoben. Kartografisch erfasst wurde er, wie die ganze Region, jedoch erst von Caspar Henneberger (1529 – 1600). Während der auf der Kurischen Nehrung gelegene namensgleiche Ort durch die dortige Vogelwarte weltweiten Ruf hatte, war dieses Rossitten nur von regionaler landwirtschaftlicher Bedeutung.

Die Größe dieses einst prussischen Ortes wurde 1329, bei der Grenzbeschreibung zu der Handfeste von Gestalieve (Geißeln), mit 35 Haken angegeben (1 Haken in der Regel 20 Morgen). Belegt waren zu der Zeit lediglich 14 Haken, und zwar eine Bauernstelle mit zwei Haken und vier Bauernstellen mit je drei Haken. – Nach der Bekehrung der Bewohner der dortigen Region zum christlichen Glauben, die ja mit dem Frieden von Christburg (7. 2. 1249) als gegeben angenommen werden kann, erkannten die nunmehrigen Neu-Christen den Deutschen Orden als Landesherrn und rechtmäßigen Besitzer des Landes an. Sie behielten jedoch weiterhin ihren Besitz. An der wirtschaftlichen Blüte, die das Ordensland vor allem im 14. Jahrhundert erfuhr, hatten sie nur insofern Anteil, dass sie hierzu mit dem ihnen auferlegten Scharwerk beitrugen. Zu Wohlstand waren dagegen die ins Land geholten deutschen Siedler gelangt. – Mit der vom Deutschen Orden am 10. Juli 1410 gegen das vereinigte polnisch-litauische Heer verlorenen Schlacht bei Tannenberg begannen des Ordens Macht und der Wohlstand des Landes zu schwinden. Der durchs Ordensland ziehenden marodierenden polnisch-litauischen Soldateska fiel Rossitten 1410 zum Opfer. Es wurde laut dem großen Zinsbuch des Ordens wüst. Durch den 13-jährigen Krieg (1454 – 66) und den Reiterkrieg (1520/21) wurde die dortige Region wiederum schwer in Mitleidenschaft gezogen. Auf Rossitten, welches an einer in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Heerstraße lag, traf dieses besonders zu. Anscheinend ist der Ort 120 Jahre wüst gewesen, denn noch 1530 wird er als wüstes Hakenzinsdorf in landesherrlichem (herzoglichem) Besitz aufgeführt. – Mit dem 1. Dezember 1530 übereignete Herzog Albrecht dem Jacob Diebes – er war Kämmerer (Schatzmeister) des jungen Herzogtums – den Rossitter See und von 1535 bis 1549 das Hakenzinsdorf Rossitten zu Lehnrechten.

Von den Jahren 1549 bis 1565 liegt über Rossitten nichts Urkundliches vor. 1565 wird der Ort als an den Adel verliehenes Hakenzinsdorf aufgeführt, jedoch ohne nähere Angaben.

Die Lehen waren Verleihungen von Grund und Boden, wobei der Lehnsgewer, der Landesherr, Eigentümer desselben blieb. Der Lehnsempfänger hatte das Nut-

zungsrecht, musste jedoch Pflichten übernehmen. Diese waren im allgemeinen zu leistender Waffendienst und die Erschließung unkultivierter Ländereien. Zu einem Besitzerwechsel des Objektes musste der Lehnsgeber die Zustimmung erteilen. Der bei einem Besitzerwechsel genannte Kaufpreis bezog sich lediglich auf Verbesserungen, die das Anwesen zwischenzeitlich erfahren hatte.

Am 9. April 1549 übergab Herzog Albrecht Friedrich Rossitten an Albrecht von Diebes zu Lehnsrechten. 1579 werden in Rossitten zwei Deutsche, drei Prussen und zwei Unbenannte – (jeweils Familien) als dort ansässig vermerkt. Nicht bekannt sind die von ihnen bewirtschafteten Ländereien. – Am 28. Januar 1598 verkaufte von Diebes Rossitten für 3 600 Preußische Mark an seinen Schwager Oswald von Reibnitz. Auszug aus dem Kaufvertrag: „ . . . meinem freundlichen lieben Schwager Oswald von Reibnitzen mein guth Rossitten, sechzehn Huben laut der Verschreibung Inheldende, mit allen rechten, freyheiten, gericht, nutzungen zwischen den Grenzen Reichenbach und Wopitten gelegen, nebst den zugehörigen Pauer und Krüge, Scheunen, Schoppen, samt volle besatzunge der Ecker . . . “ Aus dem Kaufvertrag ist zu ersehen, dass sich inzwischen in Rossitten wieder Bauern angesiedelt hatten und dort sogar ein Krug vorhanden war. (Das spätere Insthaus „Alter Krug“ dürfte mit dem einstigen Krug identisch gewesen sein.) Die Bauernhöfe befanden sich entlang der Straße Reichenbach – Miswalde, etwa da, wo im Ortslageplan die Insthäuser 8, 9 und 10 sowie die Schule verzeichnet sind. Sie lagen somit unmittelbar an der Heerstraße, jedoch sehr günstig zu ihren Ländereien, den fruchtbarsten der Gemarkung Rossitten.

Allerdings wurden sie 1628 wieder Opfer des Krieges (erster schwedisch-polnischer Krieg 1626 – 1629). Nach den Angaben des Historikers Israel Hoppe haben die Polen in dem Zusammenhang Rossitten „ . . . gänzlich ausgeplündert und überdies hin und wieder an Mann und Weibspersonen gröblichen Mutwillen verübt“.

Ohne dass es den späteren Rossitter Bewohnern bewusst war, lebte die Erinnerung an das einstige Bauerndorf dadurch weiter, dass der oben angeführte Ortsteil „das Dorf“ genannt wurde. Gutshaus und die Wirtschaftsgebäude des Gutes waren „der Hof“. Der alte Krug gehörte zu keinem der beiden und war etwas Eigenständiges.

Ob 1598 in Rossitten schon ein Gutsbetrieb eingerichtet war, ist aus dem Kaufvertrag nicht klar ersichtlich. Es dürfte aber, gemessen an der Kaufsumme, der Fall gewesen sein. Jedenfalls konnte dessen Erstellung auf unbesetztem Terrain erfolgen. Die südwestlich und westlich des Ortes gelegenen Ländereien sind recht hügelig und haben zum Teil schweren Boden. Diese Flächen dürften erst durch den Gutsbetrieb kultiviert worden sein. Es war Land, welches einst die Prussen mit der Zoche, dem hölzernen, von Ochsen gezogenen Bodenlockerungsgerät, gar nicht bearbeiten konnten.

Rossitten ist von 1598 bis 1775 im Besitz derer von Reibnitz, einem alten schle-

sischen Geschlecht, gewesen. Ein Hans Reibnicz war 1439 mit 7000 Mann ins Ordensland gekommen und hat dort den Orden im 13-jährigen Krieg (1454 – 1466) unterstützt. Die von Reibnitz waren in der Folgezeit vom Landesherren mit erheblichem Grundbesitz beliehen worden und hatten dafür Ritterdienste zu leisten. Auch Rossitten war mit einem Ritterdienst belastet.

Aufgrund des Allodifikationsedikts vom 5. Januar 1717 wurden mit dem 18. Dezember 1732 die Adligen uneingeschränkte Eigentümer der ihnen vom Landesherren verliehenen Ländereien. Die auf diesen Ländereien lastenden Ritterdienste sind 1774 in eine zu leistende Geldzahlung umgewandelt worden. Für Rossitten betrug sie halbjährig fünf Reichstaler.

Durch das oben genannte Gesetz gerieten die Rossitter Hakenzinsbauern in totale Abhängigkeit des Gutsherrn, war er doch jetzt der rechtliche Besitzer ihrer Ländereien. Sie verloren allmählich ihre bäuerliche Eigenständigkeit und wurden schließlich Landarbeiter.

Waldemar Siegmund von Reibnitz war der letzte Besitzer dieses Geschlechts von Rossitten. Für die Grundbesitzer des „kölmischen freien Dorfes Opitten“ war er die meist gehasste Person. Durch ihn wurden sie mit dem 16. März 1772 zu Zins- und Scharwerkspflichtigen gegenüber den jeweiligen Besitzern von Rossitten. Waldemar Siegmund von Reibnitz hat jedoch wenig Vorteile davon gehabt, denn bereits 1774 verstarb er. Seine Frau verkaufte Rossitten 1775 an den Freiherrn von Korff. Dieser hatte Rossitten als Mitgift für seine Tochter Elisabeth erworben, die den Grafen Georg von Finckenstein ehelichte. Von Finckenstein verkaufte die Besitzung am 23. Juni 1828 an den Hamburger Bankkaufmann Heinrich August Schlubach. Im Zuge der Bauernbefreiung hat Schlubach 1854 den Ablösungsprozess mit den Opitter Bauern durchgeführt. Sie mussten sich die Befreiung vom Scharwerksdienst mit 2623 Talern erkaufen, ein damals sehr hoher Betrag. Schlubach wurde außerdem Besitzer von drei Bauernhöfen in Opitten. Deren Gesamtgröße: 92 Hektar. Am 13. Dezember 1853 vergrößerte Schlubach seinen Besitz durch den Ankauf von Damenhof, einem in Neu-Dollstädt gelegenen, 58 Hektar großen Wiesengrundstück.

1865 hat Schlubach die Rossitter Besitzungen an Wilhelm Freiherr von Minnigerode verkauft.

Von Minnigerode

Laut „Gotha“ (Gothaische Genealogische Taschenbücher) ist das Geschlecht der von Minnigerode niedersächsischer Uradel. Ihr Stammhaus befindet sich in Minnigerode bei Duderstadt. 1203 wird dort ein Heidenricus de Minnigerode nachgewiesen. Angehörige dieses Geschlechts wurden als „nobiles viri“ bezeichnet, gehörten also zum Adel. Sie sind im 13. und 14. Jahrhundert an der Reichsvogtei

Goslar beteiligt gewesen und waren ministeriale Reichsbeamte, die Reichsgut verwalteten. Ein Ritter Hans von Minnigerode war Rat des Herzogs von Braunschweig. Bei Angaben aus jener Zeit findet erstmals das Familienwappen Erwähnung. 1877 wird für die gesamte Franz-Linie der von Minnigerode der Freiherrenstand (Baron) anerkannt. – Im späten Mittelalter standen die Freiherren auf der Stufe der Grafen.

Weiter zurückliegende Quellen, entnommen dem „Stammbuch des blühenden und abgestorbenen Adels in Deutschland“ besagen, dass die von Minnigerode dem Geschlecht der Riemen entstammen. Deren Stammvater Don Otto Corringia war ein Römer, der unter Karl dem Großen (772 – 804) gegen die Sachsen kämpfte. In dieser langjährigen, blutigen Christianisierung wurden auf Befehl Karls des Großen 782 bei Verden 4500 aufständische Sachsen getötet. Don Otto Corringia erhielt als Belohnung für seine Tapferkeit Allerberge, gelegen bei Saalfeld in Thüringen.

Die von Minnigerodes gehörten, soweit ersichtlich, nicht zu den für den Ritterorden kämpfenden Söldnerführern. 1865 tritt mit Wilhelm Freiherr von Minnigerode als Käufer der Rossitter Begüterung dieses Adelsgeschlecht erstmals in Ostpreußen in Erscheinung. 1872 vergrößerte dieser seinen Besitz durch den Erwerb von Panklau. Dieser Wilhelm Freiherr von Minnigerode (1840 – 1913) war auf Kreis- und Landesebene politisch sehr stark engagiert und dürfte in der Wahrnehmung der Politik seine Lebensaufgabe gesehen haben. Durch Otto von Bismarck, dem er sehr nahe gestanden haben soll, ist angeblich sein Interesse für Ostpreußen geweckt worden. Sein Freund Graf Richard Dohna-Schlobitten hatte ihm zum Ankauf des Rittergutes Rossitten geraten. Freiherr von Minnigerode war verheiratet, jedoch blieb die Ehe kinderlos. Den Besitz erbte sein Neffe Ludwig Wilhelm Hugo Alexander Ferdinand Freiherr von Minnigerode (27. 1. 1879 – 2. 12. 1955). Dieser war unverheiratet geblieben. Er hatte 1939 seinen Neffen Ludwig Wilhelm Dietrich Werner Freiherr von Minnigerode adoptiert, der Erbe der Rossitter Besitzungen werden sollte.

Der letzte deutsche Besitzer von Rossitten war königlich-preußischer Amtsrichter gewesen. Als solcher hatte er sechs Jahre in Herzberg am Harz das Richteramt ausgeübt und war dann nach Sonderburg/Insel Alsen – vor dem Ersten Weltkrieg deutsches Gebiet – versetzt worden. Nachdem sein Onkel 1913 plötzlich verstorben war, trat er ziemlich unvorbereitet sein Erbe in Rossitten an. Als Kavallerie-Offizier, der seine militärische Ausbildung in der renommierten Kavallerie-Kaserne in Hannover-Varenwald erhalten hatte, nahm er am Ersten Weltkrieg teil. Als Rittmeister schied er aus dem Militärdienst aus. Der „Herr Baron“ war preußisch geprägt. Schlicht und bescheiden war er selbst und auch sein Lebensstil. Bei seiner Arbeiterschaft genoss er uneingeschränkte Achtung. Wie er sich diesen gegenüber verantwortlich und verbunden fühlte, bewies er bei der Flucht im Januar 1945, indem er alle Unbilden mit ihnen ertrug. Ein ihm im Raum Danzig

unterbreitetes Angebot, sich mit einer Luftwaffen-Kuriermaschine ins Reich ausfliegen zu lassen, lehnte er entschieden ab und teilte weiterhin die Not und Entbehrung der Flucht mit den Leuten des Rossitter Trecks.

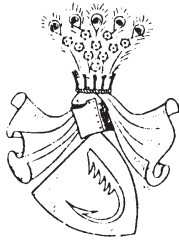
Herr Otto Dettmann, seine Mutter war in Rossitten Schlossverwalterin und führte dem Baron den Haushalt, verbrachte in dem Gutshaus seine Kindheit und hatte dabei relativ engen Kontakt zum Baron. Sein nun folgender Bericht ist daher authentisch:

„Der Baron lernte in seiner Amtsrichterzeit in Sonderburg/Insel Alsen meine Eltern kennen. Als er 1913 Rossitten erbt, bot er ihnen an, mit ihm dorthin zu übersiedeln. Mein Vater starb im Jahre 1916.

Der Baron war als Kriegsteilnehmer nicht verwundet, jedoch verschüttet gewesen. Er besaß einen ausgeglichenen Charakter und eine noble Gesinnung, lebte einfach und anspruchslos. Wer ihm zum ersten mal begegnete, mochte wohl den Eindruck von Schüchternheit haben, obwohl das nicht unbedingt zutreffen musste. Man muss verstehen, dass er durch die Erbschaft von Rossitten in eine fremde Umgebung versetzt worden war. Hinzu kam seine lebensbedrohende Erkrankung. All dies hatte einen bestimmenden Einfluss auf sein Leben und seinen Lebensstil. Hinzu kam, dass er als gelernter Jurist plötzlich die Rolle eines Landwirts übernehmen musste, ohne auf diesen Beruf vorbereitet zu sein. Er besaß aber aufgrund seines Wesens soviel Autorität, dass er sich ganz auf den Sachverstand seiner Angestellten verlassen konnte. Er liebte nicht das Laute und Lärmende. Ich habe nie erlebt oder erfahren, dass er seinem Unwillen lautstark Ausdruck verlieh. Von einer Überforderung des Schlosspersonals konnte nicht die Rede sein. Dafür sprach schon die Tatsache, dass das Schlosspersonal lange Jahre in seinen Diensten blieb. Hatte er besondere Wünsche oder Beanstandungen, so regelte er alles über meine Mutter.

Besondere Einschnitte in seinem Leben nach dem Ersten Weltkrieg bildeten seine schwere Erkrankung, seine Inhaftierung im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 von Anfang September bis Anfang Dezember 1944 und die Vertreibung im Januar 1945.“

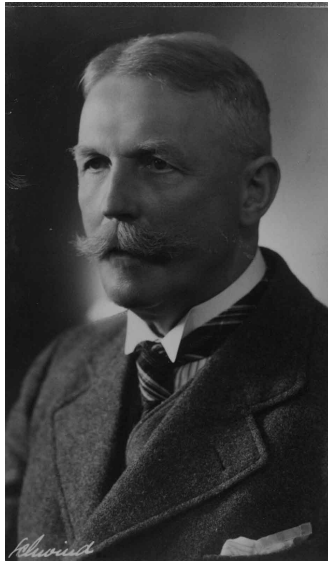
Große und laute Gesellschaften liebte der Baron nicht. Im kleinen Rahmen trafen sich die benachbarten Gutsbesitzer aus Stein, Geißeln, Wiese und Dosnitten. Länger in Rossitten weilende Gäste waren, außer Verwandten des Barons, die baltischen Flüchtlinge Baron von Roenne und seine Frau, ferner die Baronin von Rhaden. Baron von Roenne war verwirrt, weil er mit ansehen musste, wie seine Verwandten von den Bolschewisten erschossen wurden. Er ist in Rossitten verstorben und fand auf dem dortigen Friedhof seine letzte Ruhe. Die beiden Baroninnen hielten sich sechs Jahre in Rossitten auf. – Zur Erholung weilende Gäste waren verschiedentlich Kinder aus Berlin und aus dem oberschlesischen Industriegebiet. Ferner waren es die Brüder Grund, aktive Patrioten und Mitstreiter



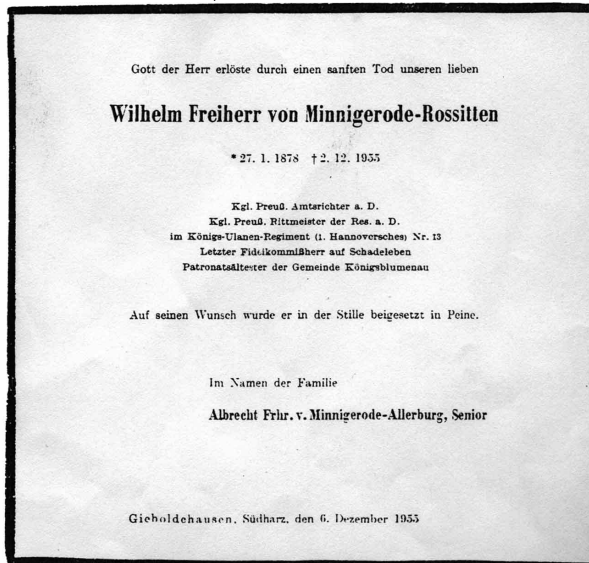
Das Wappen derer von Minnigerode



Wilhelm Frhr. v. Minnigerode (1840 – 1913) erwarb 1864 Rossitten. Er vererbte die Besitzung an seinen Neffen.



Wilhelm Frhr. v. Minnigerode (1878 – 1955) war der letzte deutsche Besitzer von Rossitten. Sein Neffe Dietrich sollte ihn dereinst beerben.



Der vorgesehene Erbe Dietrich Frhr. v. Minnigerode mit Ehefrau Sigrid anlässlich ihrer Eheschließung am 20. August 1942.

von Albert Leo Schlageter während der Rheinland-Besetzung durch die Franzosen, nach ihrer Haftentlassung.

Vom Schicksal des Barons nach Ankunft des Rossitter Trecks in Nordburg bei Celle und wie er sich auf die veränderte Situation umstellte, berichtete Herr Otto Dettmann:

„Der Baron kam krank in Celle an. Mutter hat ihn auf einem Handwagen ins Krankenhaus gefahren. Einige Zeit fanden beide bei meinen Schwiegereltern Unterkunft (Pfarrhaus). Dann erhielt der Baron eine Anstellung beim Amtsgericht Peine. Beide siedelten dann natürlich an den Arbeitsort über. Zuletzt wohnten sie im Hause des Bahnhofsvorstehers der Ilseder Bahn: Zweizimmerwohnung, keine Küche. Mit großer Hochachtung habe ich erlebt, wie der Baron in seinem hohen Alter (67 Jahre) mit der Umstellung auf die völlig veränderten Verhältnisse und das noch recht primitive Leben fertig wurde. Nie klagte er oder erhob Anklage. Alles Vergangene war ausgeklammert, es gab keine Gespräche darüber. Als er vorübergehend in Edemissen untergebracht war, machte sich der alte Herr doch daran, Holz zu hacken. Was mag da wohl in ihm vorgegangen sein? Aufschlussreich für sein Wesen ist auch eine Äußerung, die er kurz vor seinem Tode meiner Mutter gegenüber machte: ‚Was wollen Sie? Ich habe doch mein Leben gelebt!‘

Er starb am 2. Dezember 1955. Drei Tage später erlag meine Mutter einem Schlaganfall. Sie wurden nebeneinander beerdigt.“

Das Rossitter Gutshaus

In Ostpreußen wurden die Wohngebäude der Gutsbesitzer im Allgemeinen als Schloss bezeichnet. Das war allerdings meistens reichlich hoch gegriffen. Die Bezeichnung Gutshaus oder Herrenhaus wäre oft angebrachter gewesen. Herrensitze, die in Ostpreußen mit Berechtigung als Schloss bezeichnet werden konnten, waren relativ gering an der Zahl. Von preußischer Schlichtheit geprägt, präsentierten sich diese nicht so prunkbeladen wie die bayrischen Königsschlösser. Sie beherbergten jedoch vielfach unersetzbare kulturhistorische Werte. Die zu Rossitten nächstgelegenen Schlösser befanden sich in Finkenstein und in Schlobitten.

Für die Errichtung eines Schlosses reichten im Allgemeinen die Erträge der oft mehrere 1 000 Hektar umfassenden Besitzungen nicht. Die Schlosserbauer bekleideten meistens einflussreiche Ämter im Staatsdienst und hatten dadurch nicht unbedeutende Nebeneinkünfte. – Entsprechende Staatsposten sind also auch schon in früheren Zeiten lukrativ gewesen.

Viele bedeutende Schlösser entstanden in der Regierungszeit des prachtliebenden Kurfürsten Friedrich III. (1688 – 1701), der sich 1701 in Königsberg zum König Friedrich I. (1701 – 1713) krönte. Er förderte und begünstigte das repräsentative Bauen. Die Prunkliebe dieses Herrschers ging natürlich auf Kosten der einfachen Bevölkerung. Diese soll daher gebetet haben: „Großer Gott, erhalte unseren Kurfürsten – wir können es nicht mehr.“

In Rossitten waren zu keiner Zeit die Voraussetzungen für die Errichtung eines Schlosses gegeben. Mehr als 100 Jahre war der Ort durch Kriegseinwirkung wüst. Ein relativ kleiner Gutsbetrieb wurde erst im 16. Jahrhundert eingerichtet. Einkünfte aus staatlichen Ämtern des jeweiligen Besitzers werden nicht in nennenswerter Höhe zur Verfügung gestanden haben.

Das Rossitter „Schloss“ musste man daher objektiverweise als Gutshaus bezeichnen. Es war ein großer, eingeschossiger Putzbau mit einem relativ flachen Dach. Die Dacheindeckung bestand aus Schieferplatten. In der Längsseite des Gebäudes befanden sich auf jeder Seite im Obergeschoss zehn und im Erdgeschoss neun Fenster. Ein schlichtes Eingangsportal, welches ein Balkon überdachte, befand sich auf der Vorderseite in der Mitte des Gebäudes. Hier war die „Vorfahrt“, der halbbogenförmig verlaufende An- und Abfahrtweg der Kutschen. Beheizt wurde das Gutshaus mit Kachelöfen. Neben Anthrazitkohle diente vor allem im eigenen Forst eingeschlagenes Buchenholz als Feuerung. – Auf der Rückseite des Gutshauses gelangte man über eine terrassenartige Anlage in einen weiträumigen, schlichten Park, der an den See und den Pappelberg angrenzte. Fünf Bänke im Park und eine Bank nahe dem Pappelberg luden zum Ausruhen ein. Jede Bank trug einen Namen von Besitzungen der von Minnigerode. Nahe dem Gewächshaus stand eine Eisentafel, deren Herkunft nicht bekannt war. Der sinnreiche Spruch

auf dieser Tafel lautete: „Ahnen sind für den Nullen, der als Null vor sie tritt. Stell als Eins dich zu den Nullen, und die Nullen zählen mit.“

Herr Otto Dettmann macht die folgenden näheren Angaben über das Gutshaus und das Leben darin:

„Wann es erbaut bzw. umgebaut wurde, weiß ich nicht. Jedenfalls lagen die Räume in dem zum See weisenden Giebel tiefer als im übrigen Gebäude. Man musste zu diesem drei oder vier Stufen herabsteigen. – Im Keller befanden sich folgende Räume: Küche, Speisekammer, Gesindestube, Plättstube, Gläserkammer, Kohlen-, Kartoffel-, Wein-, Obst- und Bienenkeller. – Im Parterre waren: zwei Mädchenzimmer, zwei Zimmer für meine Mutter, Vorderflur, Herrenzimmer, Saal, Musikzimmer, Blauer Salon, Anrichte, Frühstückszimmer, Esszimmer, Spülküche und sanitäre Räume. Im Obergeschoss lagen folgende Räume: Vorratskammer, ‚Agnitter-Zimmer‘ (dies war ehemals das Zimmer der aus Agnitten stammenden Vorbesitzerin, einer Geborenen von Schrötter), Balkonzimmer, Billardzimmer, Bibliothek, mein Zimmer, zwei ‚Roenne‘-Zimmer (Räume, die einst den baltischen Flüchtlingen von Roenne zur Verfügung standen), Wäschekammer, ein Schlaf- und ein Ankleidezimmer des Barons und sanitäre Räume.

Die Räume im Erd- und im Obergeschoss waren groß und sehr hoch. Das Esszimmer war getäfelt. An den Wänden befanden sich Ahnentafeln. Es wurde von Kunsttischlern der Fa. Wollenberg, Elbing, die auch den Saal und die Möbel restaurierte, eingerichtet. – Verpflegt wurden im Schloss sämtliche Gäste, die nicht im Ort ansässigen Handwerker, der ledige Rendant Herr Reich, zeitweise der zweite Inspektor, so dass im Schnitt täglich acht Personen zusätzlich beköstigt wurden. – Außer meiner Mutter als Wirtschafterin waren angestellt: ein Küchenmädchen und zwei Mädchen für ‚oben‘, d. h. Bedienung, Reinmachen, Plätten usw. Bei Bedarf wurden zur Hilfe Frauen des Gutes herangezogen, die meistens einst im Schloss tätig gewesen waren. Bis zur Elektrifizierung und Anschaffung einer Waschmaschine wuschen diese auch die Wäsche.“



Vorderansicht des Rossitter Gutshauses vor 1945 . . .



. . . und 50 Jahre später

Lageplan von Rossitten

Stand: 1944



Nicht im Lageplan verzeichnet ist die in der Opitter Gemarkung gelegene Feldscheune

Gebäudeverzeichnis entsprechend Lageplan

- 1 Gutshaus
- 2 Verwalterhaus (Inspektoren und Rendant)
- 3 Hofmann und Kutscher (Karl Engling sen. u. jun., August Pörschke sen. u. jun.)
- 4 Förster und Gärtner (Kullick und Koch)
- 5 Insthaus (Aug. Hilleberg, Kudling, Wölk, Kischel)
- 6 Alter Krug (Motulla, Gessler, Hermann Pörschke, Lewandowski, Richard Koch, Aug. Engling, Lange)
- 7 Schule (Schindowski)
- 8 Insthaus (Klein, Deutschewitz, Oslowski, Jost)
- 9 Insthaus (Hinzmänn, Karl Hilleberg, Lischek, Gromm)
- 10 Insthaus (Schwarz, Jaschke, Hermann)
- 11 Stall zu Insthäusern 8, 9 und 10 gehörend
- 12 Stall für Schule und Schultoiletten
- 13 Spritzenhaus
- 14 Stall für Haus 3
- 15 Schmiede
- 16 Backofenhaus
- 17 Kuhstall für die Kühe der Instleute
- 18 Stall zum „Alten Krug“ gehörend
- 19 Holzschuppen für Richard Koch
- 20 Holzschuppen für Lewandowski
- 21 Holzschuppen (Schlorrenwerkstatt) für Geßler
- 22 Holzschuppen für Motulla
- 23 Holzschuppen mit Laube für Lange
- 24 Holzschuppen für Aug. Engling
- 25 Stall zu Insthaus 5 und dem Förster-/Gärtnerhaus gehörend
- 26 Eiskeller
- 27 Gewächshaus
- 28 Kälberstall mit angrenzendem Bohlenschuppen (Holzlager)
- 29 Kuh- und Pferdestall
- 30 Kutschstall, Kutschwagenremise und Stellmacherwerkstatt
- 31 Mastschweinestall
- 32 Remontestall
- 33 Stall für ferkelführende Sauen und Absatzferkel
- 34 Handelsdüngerlager
- 35 Scheune
- 36 Scheune
- 37 Lager für Öle und Betriebsstoffe
- 38, 39, 40 Wasserpumpen
- 41 Bienenschauer
- 42 Holzschuppen und Geflügelstall für das Gutshaus
- 43 Werkstatt für Zimmermann (im östlichen Giebel vom Remontestall)
- 44 Speicher

Die Bewirtschaftung von Rossitten

Im 19. und noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts waren bei vielen Gutsbesitzern die agrarischen Ambitionen wenig ausgeprägt. Der Staatsdienst, vor allem als Offizier, nahm bei ihnen einen höheren Stellenwert ein. Ihre Güter hatten sie daher sehr oft verpachtet. Dadurch holten sie aus denen nicht den höchsten Gewinn heraus, jedoch hatten sie auf bequeme Art eine sichere Einnahme.

Um 1810, als Rossitten im Besitz des Grafen Georg von Finkenstein war, dürfte das Gut an einen Herrn Fiedler verpachtet gewesen sein. Dieses ist daraus zu schließen, da eine Johanna Friederike Fiedler in einer in Rossitten stattgefundenen Hausrauung mit dem Pächter von der Domäne Heiligenwalde, einem Herrn Born, vermählt wurde und man damals allgemein nicht außerhalb des sozialen Standes heiratete. – Dieses Ehepaar Born erwarb später die Güter Ober- und Unterkrapen.

Für die Jahre, in denen Rossitten im Besitz des Kaufmanns August Schlubach war (1828 – 1865), liegen über eventuelle Pächter keine Anhaltspunkte vor. Anders ist es bei dem nachfolgenden Besitzer, dem Freiherrn von Minnigerode. Dieser hatte in Rossitten, seinem größten Besitz, zwar seinen Wohnsitz, doch die Politik und damit verbundene Aktivitäten dürften ihn mehr interessiert haben als die Landwirtschaft. Da wird z. B. bis 1879 als Amtsvorsteher von Rossitten ein Wiegand genannt, danach ein von Keltsch. Mit diesem Amt wurden keine Arbeiter betraut, sondern sozial Höhergestellte. Es liegt also nahe, dass diese Herren Pächter auf Rossitten waren. Als Pächter in den 1890er Jahren nachgewiesen ist ein Werner Riek. Er war Junggeselle und nicht von bester Gesundheit. 1899 verstarb er plötzlich. Ihm folgte als Pächter mit einem bis 1918 laufenden Pachtvertrag sein Vetter Erich Bochert. Dieser war bis dahin Verwalter (oder Pächter) auf dem nahe gelegenen Gut Kerschitten gewesen, einem Besitz derer von Reibnitz. Erich Bochert war verheiratet und hatte zwei Kinder. Er dürfte landwirtschaftlich sehr versiert gewesen sein und besaß eine gute Portion Unternehmergeist. 1909 kaufte er die Güter Adlig- und Neu-Powunden, wohin die Familie 1912 übersiedelte. In Rossitten war ihm lange Jahre Bruno Dauskardt als Inspektor zur Hand gegangen. Dieser hatte den Rossitter Betrieb nach dem Fortzug der Familie Bochert in Eigenregie erfolgreich weitergeführt.

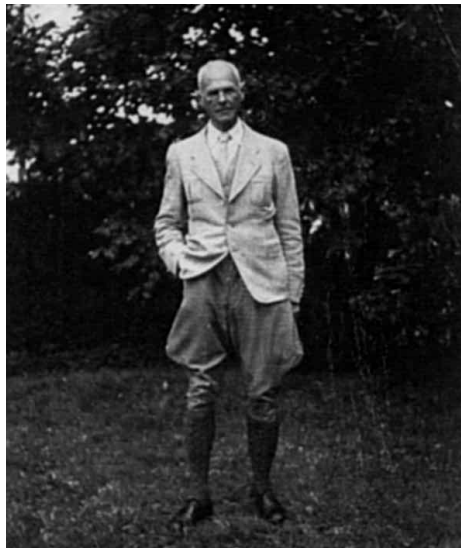
Bruno Dauskardt wurde allgemein sehr geschätzt. Er war nicht nur beruflich erfolgreich, sondern vielseitig talentiert. Als sich ein Sohn von Kutscher Pörschke ein Bein gebrochen hatte, schiente er dieses so fachgerecht, dass der Bruch einwandfrei verheilte. Von seinem künstlerischen Schaffen kündeten zwei in Beton gegossene liegende Löwen, die den Eingang zum Verwalterhaus flankierten. Den von ihm aus Schnee geschaffenen zahlreichen lebensgroßen Tierplastiken war dagegen nur ein kurzes Leben beschieden. Ein bleibendes Andenken hinterließ er in Rossitten noch durch den Schuss auf den Wetterhahn, der den Giebel des Arbeitspferdestalles zierte. Er wollte ihn damit dafür bestrafen, dass er dort oben un-



*Pächter der Rossitter Begüterung:
Werner Riek (von ? bis 1899)*



*von 1899 bis 1919 Erich Bochert, auf dem
Foto mit Ehefrau Wanda*



*Gutsverwalter (Inspektor) während der
Pächterzeit von Erich Bochert war Bruno
Dauskardt*

beweglich verharrte, obwohl schon tagelang der Regen niederrauschte als wollte der ganze Himmel auslaufen. Die größte Leidenschaft von Bruno Dauskardt waren jedoch die Pferde. Sein Reitpferd, die bildschöne Fuchsstute „Lady“, kam, wenn der Kutscher sie aufgezümt und gesattelt hatte, zum Verwalterhaus getrabt und wartete dort geduldig auf ihren Herrn. Wollte dieser bequem aufsteigen, setzte sich „Lady“ bereitwillig auf die Hinterhand. 1912 hatte Bruno Dauskardt die als Erzieherin bei den Bochert-Kindern tätig gewesene Christel Wiebe geheiratet und übernahm 1919 die Verwaltung des Gutes Kerschitten.

Nachdem 1913 der letzte deutsche Besitzer von Rossitten, Wilhelm Freiherr von Minnigerode, das Gut von seinem Onkel geerbt hatte, gedachte auch er, dieses nach Ablauf des bestehenden Pachtverhältnisses nicht in Eigenbewirtschaftung zu nehmen. Der von ihm gewünschte Pächter, ein Verwandter von Erich Bochert, entschied sich jedoch für ein anderes Objekt. Der Baron beschloss darauf, von einer Verpachtung des Gutes abzusehen. Da er als Jurist nicht über das erforderliche landwirtschaftliche Fachwissen verfügte, stattete er den von ihm angestellten Verwalter Max Penner mit weitgehendsten Vollmachten aus. Der fungierte dann als Administrator.

Die Gutsverwaltung

Dieses waren die so genannten Gutsbeamten. An deren Spitze stand in Rossitten, außer im Fall von Max Penner, ein Oberinspektor. Er hatte zu seiner Unterstützung einen Inspektor. Ferner zählten der Rechnungsführer, allgemein Rendant genannt, und der Förster zu den Gutsbeamten. Die Bezeichnungen Beamter, Oberinspektor und Inspektor hatten nicht die gleiche Bedeutung wie im Staats- oder Behördendienst. Vielmehr saß speziell die Spitze der Gutsverwaltung, in Rossitten also der Oberinspektor, eher auf einem „Schleudersitz“. Die Gutsbeamten wurden nach einem individuell vereinbarten Gehalt entlohnt.

Es kam selten vor, dass der Verwalter eines Gutes seine gesamten Berufsjahre auf ein und demselben Betrieb verbrachte. Er und der Gutsbesitzer hatten wohl beide die gleiche Absicht, möglichst gute Gewinne zu erwirtschaften, doch bei dem Wie konnten die Meinungen recht kontrovers sein. Wurde von dem Besitzer zuviel Kapital aus dem Betrieb herausgezogen, war dadurch dessen effektive Bewirtschaftung in Frage gestellt. Die unter solchen Umständen erfolgte Wirtschaftsweise und der erwirtschaftete Ertrag waren im Endeffekt keine Empfehlung für den Verwalter, obwohl er daran nicht die Schuld trug. – Natürlich gab es noch zahlreiche andere Gründe für einen Gutsverwalter, sein Tätigkeitsfeld zu wechseln.

Die Inspektoren waren in der Regel junge Bauernsöhne, die ihr Fachwissen durch das Kennenlernen anderer Betriebe erweitern wollten. Ihr Aufenthalt auf dem je-

weiligen Betrieb zog sich nicht über Jahre hin. In Rossitten hatten sie im Verwalterhaus ein möbliertes Zimmer und wurden von der Schlossküche verpflegt. Ihr Salär bewegte sich in der Größenordnung von Taschengeld.

Der Administrator Max Penner hatte Rossitten leidlich durch das allgemeine wirtschaftliche Tief der letzten 1920er Jahre hindurchmanövriert. Allerdings stand es auch mit Rossitten um 1930 herum nicht zum Besten. Jedoch musste es zu keiner Zeit die Osthilfe in Anspruch nehmen. Schon die Weimarer Republik gewährte diese Großagrariern, um marode Betriebe vor dem Bankrott zu bewahren. Auf einem weniger erfolgreich geführten Gut in der Nachbarschaft konnte den Arbeitern über Monate hinweg nicht der an und für sich geringe Barlohn ausgezahlt werden. Bedingt durch das umfangreiche Deputat, brauchten sie dennoch weder hungern noch frieren.

Herr Max Penner pflegte einen recht anspruchsvollen Lebensstil. Nach Angaben von Herrn Otto Dettmann war dieser aufwendiger als der seines Brotgebers. Während sonst die Gutsverwalter lediglich ein Reitpferd benötigten, um den beruflichen Aufgaben nachkommen zu können, beanspruchte er einen eigenen Kutscher, Kutschwagen und Kutschpferde. Als Kutscher fungierte August Hilleberg.

Der Nachfolger von Max Penner, der meines Wissens etwa 1932 eine größere bäuerliche Siedlung übernahm, war Oberinspektor Werner Gerlach. Er besaß nicht nur ein fundiertes Fachwissen, sondern verfügte auch über unternehmerische Weitsicht und Risikobereitschaft ein wirklicher Agrarstratege.

Für Rossitten war er ein Glücksfall. Durch ihn erfuhr das Gut einen rasanten wirtschaftlichen Aufschwung. Sein Wirken wurde begünstigt durch den nach 1933 allgemein einsetzenden wirtschaftlichen Aufwärtstrend. Während seiner Amtszeit wurde Rossitten an das öffentliche Stromnetz angeschlossen, was die Voraussetzung für eine erhebliche Mechanisierung der Innenwirtschaft war. Es wurden umfangreiche bauliche Verbesserungen an den Insthäusern vorgenommen und der Ochsenstall zu einem modernen, schmucken Getreidespeicher umgebaut.

Oberinspektor Gerlach baute die Veredlungswirtschaft erheblich aus. Hierzu gehörte die Vergrößerung und Modernisierung des Schweinestalles. Für die ferkelführenden Sauen wurde ein neuer Stall errichtet. Revolutionär war die Haltung der trächtigen Sauen in einer großen Gruppe im alten Obstgarten. Dort hatten diese eine wärmedämmende Hütte zum Schlafen und als Wetterschutz. Sonst bewegten sie sich Sommer wie Winter frei in dem großen Garten. An einem langen Trog wurden sie draußen gefüttert. Genauso hart war die Haltung der beiden Zuchteber. – Den bisher in Rossitten nicht praktizierten Anbau von Zuckerrüben führte Oberinspektor Gerlach 1935 ein. Zielstrebig wollte er mit der Rindviehzucht rasch in Spitzenpositionen vorstoßen. Da bekanntlich, fachlich ausgedrückt, der Bulle die halbe Herde ist, schaute er beim Ankauf von wertvollen Bullen nicht kleinlich auf das Geld.

Dem Baron dürfte das zielstrebige Vorgehen seines Oberinspektors zu stürmisch gewesen sein. Dieser, sehr selbstbewusst, wird kaum bereit gewesen sein, diesbezüglich Kritik vom Baron hinzunehmen. Man trennte sich trotz allem in gutem Einvernehmen.

Herr Gerlach verwaltete danach von 1939 bis 1942 als Güterdirektor die Finckenstein'schen Güter. 1942 wurde er von der Treuhand zur Führung des Gutes Lutherhof (Warthegau), Besitzer Frau Luther-Mosebach, eingesetzt. Mit Kriegsende verschlug es ihn nach Gettorf bei Kiel.

Der letzte Obeninspektor von Rossitten war Gustav Kuhn. Etwa 1939 trat er seinen Dienstposten an. Er übernahm eines zu der Zeit bestgeführten und finanziell gesunden Güter des Kreises Preußisch Holland. Auf diesem war er kriegsdienstunabkömmlich. Ihm ist es zu verdanken, dass in Rossitten trotz strengen Verbots die Fahrzeuge und Pferde rechtzeitig zur Flucht vorbereitet wurden. Er beging das „Verbrechen“, nicht an den Endsieg zu glauben, sondern realistisch zu bleiben. Als am 21. Januar 1945 von der Kreisleitung der Befehl zur Flucht erteilt wurde, lief in Rossitten und Petersdorf sozusagen alles generalstabsmäßig ab. Oberinspektor Kuhn hatte in enger Zusammenarbeit mit dem Baron, der gut mit Straßenkarten ausgerüstet war und seine militärischen Erfahrungen einbringen konnte, den Treck in beispielhaftem persönlichen Einsatz durch Eis und Schnee, bei widrigsten Straßenverhältnissen und unvorhergesehenen Schwierigkeiten aus dem Gefahrenbereich der Roten Armee herausgeführt. Dadurch wurden Menschenleben gerettet und ferner Frauen und Mädchen vor dem entwürdigenden Akt der Vergewaltigung bewahrt. In Nordburg bei Celle, dem Endziel dieses so meisterhaft geführten Trecks, fand Herr Kuhn durch britischen Panzerbeschuss den Tod.

Der Rendant

Wenn die Kinder den Herrn Reich außerhalb seines Büros erwischen konnten, machten sie sich immer einen Spaß daraus, gingen einzeln an ihm vorbei und grüßten ihn laut und deutlich mit „Heil Hitler“. – Sonst wurde im Allgemeinen dieser Gruß arg verstümmelt und klang dann „Heitler“. – Herr Reich kannte das Spielchen, das die Kinder zu gerne mit ihm trieben. Er war kein Spielverderber und erwiderte äußerst freundlich den Gruß jedes mal mit den Worten „Guten Tag, mein Kind“.

Die Nationalsozialisten waren dem Gustav Reich ein Dorn im Auge. Eigentlich erlebte er von diesen in seinem Tätigkeitsfeld nichts Negatives. Seit sie an der Macht waren, begann er in der Rossitter Buchhaltung schwarze Zahlen zu schreiben. Und die Zahlen wurden sogar rasch größer. Seit Ende des Ersten Weltkrieges war es, speziell mit der Landwirtschaft, bergab gegangen. In Ostpreußen rasanter als im Reich, denn die durch den polnischen Korridor entstandene Inselflage brachte zusätzliche Erschwernisse.



Wohnhaus des Oberinspektors und Gutsbüro



Oberinspektor Werner Gerlach



Der letzte deutsche Verwalter von Rossitten: Oberinspektor Gustav Kuhn mit Familie

Als Rendant (Rechnungsführer) registrierte er den Pulsschlag des Rossitter Betriebes sehr genau. Und der war um 1930 herum sehr schwach. 1929 begann zu allem Übel die Weltwirtschaftskrise. Der Weizenweltmarktpreis, an dem die Landwirtschaft stark orientiert war, fiel um 50 Prozent. Vielleicht erfolgte bei Herrn Reich die Ablehnung des Nationalsozialismus nicht aus politischer Weitsicht, sondern weil unter diesem betont ein Körperkult betrieben wurde, wobei der gesunde, starke, schöne Mensch favorisiert wurde. Diesbezüglich hatte aber das Schicksal den Herrn Reich recht stiefmütterlich behandelt. Er war von kleinem Wuchs, schmal und schmächtig. „Man blos son mickriges, spacheistriges Mannche.“ Den Kopf mit der stets sorgenvoll gefurchten Stirn trug er etwas nach rechts geneigt. Von seinem Oberlippenbärtchen trennte er sich, als die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren. Mit einem eigentlich zu großen und zu derben Krückstock wollte er scheinbar die Wichtigkeit seiner Person unterstreichen. Doch wenn er sein Büro verlassen hatte, war es recht einsam um ihn. Weibliche Zuneigung erfuhr er in Rossitten kaum, wenn man von dem Mittagessen absah, welches ihm die Weiblichkeiten der Schlossküche bereiteten. Sein Ansprechpartner war „Treu von Adelnau“, ein ihm bedingungslos ergebener Foxterrier. Dieser begleitete ihn auch bei seinen Exkursionen, die ihn etwa alle vier Wochen nach Elbing führten. Foxterrier und krückstockschtwingender Herr gingen dann am Samstag Nachmittag den Schulsteig daher kommend durch Opitten nach Königsblumenau, wo beide den Zug bestiegen, der nach Elbing „ging“.

Der Förster

Die in der Umgebung von Rossitten gelegenen Ortschaften waren zum größten Teil prussischen Ursprungs. Viele von ihnen hatten Namen, die auf „itten“ endeten. Im Prussischen wies dieses auf das Vorhandensein von Bäumen hin. Aber auch die Namen deutscher Dörfer wie z. B. Miswalde, Liebwalde und Heiligenwalde bezeugen, dass sie einst auf Waldgebiet angelegt wurden.

Der Wald in seiner urwüchsigen Form war es, der einst den größten Teil des Preussenlandes bedeckte. 1280 betrug sein Anteil noch 80 Prozent der Landfläche. Den Prussen als Waldbauern gab der Wald fast all das, was sie zum Leben benötigten. Ackerbau betrieben sie nur in geringem Maße in Form von Getreideanbau. In ihrer Wirtschaftsweise hatte die Vieh- und Pferdezucht Priorität. Die Pferde, vor allem aber die Rinder, Schweine und Schafe, lebten halb wild im Walde. Durch die geringe und konstante Besiedlungsdichte des Landes – sie wird für alle elf prussischen Gaue auf insgesamt 160 000 Personen geschätzt – führte die prussische Waldwirtschaftsweise zu keiner nachhaltigen Schädigung des Waldes.

So lebten denn die Prussen in bestem Einvernehmen mit Puskaitis, dem Waldgott. Im Wald gelegen war aber auch das größte prussische Heiligtum Romowe, betreut von dem Hauptpriester Griwe. Dieser war etwa dem Papst gleichzusetzen. Auch

er wurde auf Lebenszeit gewählt. Eine weitere Parallele zur christlichen Religion war noch durch den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode gegeben. Allerdings stellten die Prussen sich dieses in weltlicher Form vor, also im Jenseits eine Fortsetzung des Diesseits, in jedem Fall aber auch ein Unsterblichkeitsglauben und eine Religion, die Spaß machte.

Von den Prussen besonders verehrt wurden die Eiche und die Linde. Diese Bäume waren in den einstigen Waldungen stark vertreten. Während die Eichen Hauptlieferant an Schweinemastfutter waren, traf dies bei den Linden in Form von Honig für die umfangreiche Waldimkerei zu. – Und der vielseitig verwendbare Holunder war dem Beschützer des Waldes, dem Gott Puskaitis, gewidmet.

Als der Ritterorden und die deutschen Siedler ins Prussenland kamen, wurde viel Waldland für die neu anzulegenden Siedlungen kultiviert. Holz wurde aber auch zum Ausgangsstoff für andere Produkte wie Teer, Pottasche, Glas, Holzkohle usw. Es wurde Waldraubbau betrieben. Der Waldanteil sank auf 19 Prozent. Im Reich lag er dagegen bei etwa 25 Prozent der Landfläche. Im ostpreußischen Oberland waren aber noch erhebliche, zusammenhängende forstwirtschaftliche Flächen vorhanden. Auch Rossitten verfügte über eine geschlossene, fast quadratische Waldfläche. Sie betrug nach den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen 93 Hektar und war in 20 Jagen (Gestelle) unterteilt.

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert begann eine geordnete Waldwirtschaft. Während bisher der Wert des Waldes an der Zahl der gemästeten Schweine und Beutekiefern (Waldbienenzucht) gemessen wurde, musste jetzt der Hirte mit seiner Herde den Wald verlassen. Genauso erging es dem Waldimker, denn durch die Anlage von Beutekiefern wurde viel wertvolle Baumschubstanz nachhaltig geschädigt. Als sich allerdings der Wald noch weitgehend in seinem Urzustand befand, war in diesem der Anteil an Lindenbäumen, den Haupthoniglieferanten, verhältnismäßig groß. Man rechnete damals bei einer Beutekiefer mit einem jährlichen Honigertrag von bis zu 100 Kilogramm.

Es entwickelte sich der romantikumwitterte Berufsstand des Försters: grüner Rock, naturverbunden, die Freiheit über alles hebend und der Jagdpassion frönend. Als Hüter des Waldes ist der Förster aber auch Hilfsbeamter der Staatsanwaltschaft. – Und der Rossitter Förster hatte auf dieser Welt nur den Baron über sich und den hohen Schirm des Waldes. Es war ein aus Samen hervorgegangener Baumbestand, ein Hochwald und weitgehend ein naturnaher, artenreicher Mischwald, eine vielschichtige Lebensgemeinschaft von Licht- und Schattenholzarten, von Laub- und Nadelholz. Der prozentuale Anteil der einzelnen Baumarten war in etwa wie folgt:

- 31 Prozent Buche
- 30 Prozent Fichte
- 20 Prozent Kiefer
- 10 Prozent Eiche
- 9 Prozent sonstige.

Südlich des Ortes verlief in östliche Richtung führend der Mittelweg. Linker Hand von diesem war der Bereich des Gärtners gelegen, Gemüsegarten mit Frühbeeten und der neu angelegte Obstgarten, alles mehr oder weniger hinter hohem Fliegergebüsch verborgen, welches üppig am Wegesrand wuchernd den „Mittelweg“ eine Strecke begleitete. Nach dem Passieren der flachen Furt des hier sparsam rinnenden Birkengrabens begannen die den Leutekühen vorbehaltenen Weiden des Pappelberges. Rechter Hand des Mittelweges war weites, bis an die Geißler Grenze reichendes Ackerland. Darin befand sich eine mit Bäumen bewachsene, kleine Erhebung, der „Siebenfichtenberg“. Weiter in Richtung des Waldes war über einem kurzen, ackerbaulich schwer zu bearbeitenden Hang, die „Kacht“, ein ebenes Ackerstück – zu erreichen, wo ein kleiner, sumpfiger Teich, ein Poldempel, wie wir sagten, lag. Nach einer Mär versank darin einst ein Schloss. Der Mittelweg führte in den Wald und verzweigte sich dort in die einzelnen Jagen. Vor dessen Einmündung in den Wald bog gleich hinter den Weidegärten ein Weg nach links ab. Im Spätsommer leuchteten hier die Sträucher der Pfaffenhütchen mit den purpurfarbenen Vierkantfrüchten. Der Weg führte zu dem Pflanzgarten und zum Mooshäuschen. Dieses Häuschen bot bei starkem Regenwetter den im Pflanzgarten Beschäftigten Schutz und war auch sonst sehr verschwiegen.

Im Pflanzgarten, 0,25 Hektar groß, wurden die benötigten Forstpflanzen, sowohl Laub- als auch Nadelgehölze, herangezogen. Das hierzu erforderliche Saatgut wurde gekauft. – Im Dritten Reich hatte Hermann Göring als Reichsforstminister ein forstliches Artengesetz zur Ausmerzung weniger ertragreicher Holzarten erlassen. – Die aufgelaufenen Sämlinge wurden zur besseren Entwicklung auseinander gepflanzt, verschult und kamen mit etwa drei Jahren an ihren vorgesehenen Standort in den Forst. Die Arbeiten im Pflanzgarten und das Verpflanzen der jungen Bäumchen, was im Frühjahr geschah, wurde überwiegend von Frauen und großen Schuljungen ausgeführt. Spezielle, ständige Forstarbeiter waren nicht beschäftigt. Die im Wald anfallende Männerarbeit, auch den Holzeinschlag im Winter, erledigten die Arbeiter des Gutes. Es wurde nicht nur Feuerholz und verschiedene Arten von Nutzholz für den Gutsbedarf eingeschlagen, sondern auch noch zusätzlich erhebliche Holzmengen für den Verkauf. Die Holzfäller arbeiteten zu zweit. Ihr Handwerkszeug waren Axt, Schleppsäge und ein schwerer Hammer mit einigen Eisenkeilen. Die letzteren Gerätschaften benötigten sie zum Spalten von Feuerholz in handliche Kloben und wenn Eichenholz zu Zaunpfählen hergerichtet werden musste. An schnee- und mond hellen Winterabenden erklang oft bis in die späten Stunden im Wald das Rauschen der Sägen, denn die Holzfällarbeiten wurden im Akkord verrichtet.

Kahlschläge wurden nur in reinen Fichtenkulturen durchgeführt. Diese Kulturen waren zu einer Zeit angelegt worden, in der man nur an raschen Holzertrag dachte, denn die Umtriebszeit dieser Baumart beträgt im Verhältnis zur Eiche kaum die Hälfte der Jahre. Die vielen Nachteile einer Waldmonokultur waren damals noch nicht bekannt. – Sämtliche Neuanpflanzungen, sowohl auf Kahlschlagflächen

als auch unter verbliebenen Schirmbäumen, wurden gegen Wildschaden eingegattert. An Forstkulturen schädigendem Standwild waren allerdings nur Rehe vorhanden. Hirsche, die Könige der Wälder, Miturheber so vieler Waldromantik, wechselten nur gelegentlich aus der Elbinger Forst über. Genau so verhielt sich es sich mit dem Schwarzwild. Das Letztere war durchaus nicht gerne gesehen, denn der Schaden, den es auf den umliegenden Feldern anrichtete, konnte erheblich sein. Der seltene, in Ostpreußen aber vereinzelt vorkommende Schwarzstorch mit seinem seltsam grün-golden schimmernden, schwarzen Gefieder nistete im letzten Drittel des Waldes. Hier war es wirklich einsam. Außer dem Förster und dem sehr am Wald interessierten Baron kam im Sommer kaum jemand dorthin. Auch in anderer Hinsicht war es hier für den Waldstorch, den kleinen und leisen Vetter des Weißstorches, ideal. Feuchtwiesen, ein kleines Bächlein und der Birkengraben deckten mit ihrem Getier seinen Nahrungsbedarf, so dass er sich selten auf freiem Feld zeigte.

Der Baron war ein ausgesprochener Naturfreund und pirschte lieber mit dem Fernglas als mit der Jagdflinte. Nur ein einziges Mal hatte ihn der weidmännische Ehrgeiz gepackt. Dies kostete einen Prachthirsch, einen 16-Ender, das Leben.

Für einen anspruchsvollen Jäger hatte die Rossitter Jagd, welche auch die Gemarkung von Petersdorf mit einschloss, nicht allzuviel zu bieten. Da der Baron nur wenig Geselligkeit pflegte, weilten in Rossitten sehr selten Jagdgäste. Weidmannsheil für den Förster, der den Wildabschuss daher überwiegend selbst tätigte und seiner Jagdpassion frönte.

Als weidmännisches Erlebnis war die jedes Jahr im Dezember stattfindende Treibjagd zu werten, die vom Förster organisiert und umsichtig geplant werden musste. Es ging dabei speziell den Kleinbürgern unter dem Wild, den Hasen, ans Fell. Hierzu war eine zahlreiche Jägerschaft aus der Umgebung geladen, denn Treibjagd ist ja eine Gesellschaftsjagd. Mit von der Partie war stets Förster Ernst vom nahe Elbing gelegenen Forst Panklau. Er war ein echtes, weithin bekanntes Original und wurde allgemein nur der „Kurfürst“ genannt. – Als Treiber wurden die Arbeiter des Gutes eingesetzt, für sie ein abwechslungsreicher Tag, der ihnen aber meistens nasse Füße einbrachte. Mit lautem „Has up, Has up“ versuchten sie, Meister Lampe, der sich vor kaltem Wind Schutz suchend dicht in die Ackerfurche schmiegte, aufzuscheuchen und den Jägern zuzutreiben. Befand sich jedoch ein Sprung Rehe im Kessel, war man bemüht, diese möglichst rasch herauszudrücken. Kessel um Kessel wurde so bejagt. Auf einem besonders hergerichteten Ackerwagen hing die Jagdbeute. Diese betrug manches Mal, außer einigen Füchsen, an die 130 Hasen. Dass dabei ein Jäger ohne Beute blieb, also „Schneider“ wurde, war kaum vorstellbar. – Die Zahl der vom Schicksal begünstigten, noch einmal davongekommenen Hasen war trotzdem noch so groß, dass auch im nächsten Jahr kein Mangel an diesem Wild bestand. – Dem Förster oblag am Tage nach der Treibjagd das Nachsuchen nach angeschossenen Hasen, die sonst von den Krähen

regelrecht zu Tode gequält wurden. Über ein spezielles Forsthaus, gar noch in romantischer Waldlage, verfügte Rossitten nicht. Südöstlich wurde der Gutspark durch den Birkengraben begrenzt. Dahinter war das Gelände etwas höher gelegen. Dort stand ein anheimelndes, gepflegtes Zweifamilienhaus. Die eine Haushälfte bewohnte der Gärtner und die andere Hälfte der Förster. Durch eine allseitig verglaste, von wildem Wein umrankte Veranda gelangte man in die jeweilige Wohnung. Diese waren erheblich geräumiger und besser ausgestattet als die Instmann-Wohnungen. Die drei Zimmer im Erdgeschoss und das Zimmer im Dachgeschoss hatten Holzfußböden. In der geräumigen Küche waren Wasserleitungen und Abfluss vorhanden. Beheizt wurden die Räume durch Kachelöfen. – Der Barlohn des Försters betrug monatlich 60 Reichsmark. Dazu kam ein umfangreiches Deputat. Dieses beinhaltete unter anderem die Haltung zweier Kühe. Ein Dienstfahrzeug stand dem Förster nicht zur Verfügung, war doch sein Hauptarbeitsgebiet, der Wald, ziemlich nahe gelegen. Da der Baron auch den Förster weitgehend in Eigenverantwortung arbeiten ließ, war dieser relativ selbstständig. Holzdiebstahl und Wilddieberei machten ihm nicht zu schaffen. Die Bewohner von Rossitten und der näheren Umgebung waren diesbezüglich scheinbar musterhaft. – Wildern und Holzdiebstahl wurden im allgemeinen Rechtsbewusstsein mit einer gewissen Nachsicht betrachtet. Es wirkte hierbei noch jene Zeit nach, als sich der einfache Mann nur auf diese Weise Wild und ausreichend Holz beschaffen konnte. – Der Posten eines Försters in der gepflegten, ökologisch gesunden Rossitter Waldung hatte daher einen guten Stellenwert.

Der letzte Förster von Rossitten, Paul Kullick, Jahrgang 1887, war ein gestandener Forstmann. Schon figürlich verkörperte er eine Respektsperson. Ruhig, umsichtig und von einer offenen Art, fand er allerorten Anklang, auch bei seinen Waldarbeitern. Sein Verhältnis zum Baron war gut und vertrauensvoll.

Die Liebe und Passion zum Försterberuf war Paul Kullick angeboren. Schon sein Vater und auch dessen Vater waren einst Förster gewesen. Als er nach dem Ersten Weltkrieg den feldgrauen Waffenrock abgelegt hatte und in Ostpreußen keine Anstellung als Förster finden konnte, nahm er eine ihm in Weißrußland angebotene Revierförsterstelle an. Er war wieder in seinem Element, lernte zwangsläufig die russische Sprache. Doch seine junge Frau verging in dem fremden, unsicheren Land schier vor Angst. Diese russische Episode dauerte nur etwa ein Jahr. Auf den Besitzungen des Grafen Dönhoff wurde ihm die Revierförsterstelle in Wolfshagen (zwölf Kilometer südlich von Nordenburg) übertragen. Der allgemeine wirtschaftliche Niedergang um 1930 kostete Paul Kullick diese Stellung.

In Rossitten war plötzlich und unverhofft die Försterstelle frei geworden. Der langjährige, schon etwas betagte Förster Rudolf Eichler, der mit jeder Faser seines Herzens an seinem Beruf hing, konnte es nicht verwinden, dass ihn Krankheit zu hindern begann, den von ihm so geliebten Wald aufzusuchen. So wie er als Weidmann krankem Wild den Fangschuss gegeben hatte, tat er es jetzt auch bei sich.



Rudolf Eichler, langjähriger Förster in Rossitten.



Paul Kullick, hier mit Ehefrau übernahm am 1. Juli 1933 die Försterstelle in Rossitten.

Rudolf Eichler, am 26. Oktober 1856 in Regitten, Kreis Braunsberg, geboren, hatte mit 15 Jahren erstmals Rossitter Luft geschnuppert. Am 1. Oktober 1931 erlebte er sein 50jähriges Berufsjubiläum. Er war jetzt 75 Jahre alt, doch den grünen Rock gedachte er noch nicht auszuziehen. (Wahrscheinlich gedachte er ihn niemals auszuziehen.) Sein Frau war verstorben, es wurde einsam um ihn – und der Weg zu seinem geliebten Wald bereitete immer mehr Mühe. – Am 1. Juli 1933 übernahm Paul Kullick die Försterstelle in Rossitten. – Übrigens war sein Bruder Förster in Neumünsterberg bei Mühlhausen, einer Besizung, die dem Bruder des Rossitter Barons gehörte.

Die Familie Kullick trat in Rossitten nur mit den beiden Töchtern Ruth und Herta in Erscheinung. Ihr Sohn Kurt hatte das Molkereiwesen erlernt und war in diesem Beruf in Freiburg/Elbe tätig. Dort verstarb er 1936, wurde jedoch in Rossitten auf dem Waldfriedhof beerdigt. Der jüngste Sohn Horst hatte traditionsgemäß den Försterberuf gewählt. Er fiel bei Stalingrad.

Als die Bewohner von Rossittren am 21. Januar 1945 flüchteten, musste Paul Kullick als Volkssturmmann in Rossitten zurückbleiben und sollte dort das Vieh versorgen. Doch der Iwan entband ihn sehr bald von dieser Aufgabe. Im Mecklenburgischen geriet er aber in dessen Fänge. Doch als Dolmetscher war er für ihn sehr interessant – und für sich selbst gereichte es nicht zum Schaden. Bereits am 1. Dezember 1945 erhielt er eine Anstellung als Revierförster im Forstamt Billenhagen, Mecklenburg-Vorpommern. Hier verbrachte er mit seiner Frau die restlichen Jahre seines Berufslebens. Am 31. März 1954 wurde er Rentner und zog mit seiner Frau Weihnachten 1958 nach Cuxhaven. Dort verstarb er am 23. April 1966, der letzte Förster von Rossitten.

Der Gärtner

Der Gärtner trat in der Bilanz des Gutes nur mit seiner Entlohnung in Erscheinung. Verkaufsartikel wurden von ihm, abgesehen von ein paar Jungpflanzen im Frühjahr und einigen Topfblumen, nicht erzeugt. Seine Aufgabe war der Gemüse- und Obstanbau für den Schlosshaushalt, ferner dessen Bedarf an Topf- und Schnittblumen zu decken. Dazu standen ihm ein beheizbares Gewächshaus, Frühbeete und ein großer Garten zur Verfügung. Er betreute auch etliche Bienenvölker. Deren Honigertrag war ebenfalls für den Schlosshaushalt bestimmt. Des Weiteren oblag ihm die Pflege des Gutsparkes. Dieser, relativ schlicht, bedurfte nicht allzu viel Aufwands. Nahe dem Schloss war eine Rosenrabatte und sonst nur der von Wegen durchzogene, lichte Baumbestand heimischer Holzarten. Als einziger Exot befand sich ein großer Tulpenbaum darunter, der jedes Frühjahr in verschwenderischer Blüte stand. – Jedoch die schönsten und imposantesten Bäume, einige sehr alte, einzeln stehende Eichen, richtige Naturdenkmäler, Recken der Vorzeit, befanden sich nahe dem See in den Weidegärten des Pappelberges. – Der Gärtner hatte keine

ständigen Hilfskräfte. Wenn er des Unkrauts nicht mehr Herr wurde, halfen ihm vorübergehend weibliche Scharwerker. Die Beerenernte erledigten die im Schloss beschäftigten Mädchen.

Nach dem Ersten Weltkrieg war ein Herr Neubauer als Gärtner tätig. Er hatte lange Jahre in Deutsch-Südwestafrika gelebt. Nach dem Kriege (und dem Verlust der Kolonien) hatte er dieses Land verlassen. Beruflich war er sehr tüchtig, musste aber dennoch im Zuge der für den Gutsbetrieb notwendig gewordenen einschränkenden Maßnahmen ausscheiden. Er übernahm in Frauenburg die Bahnhofsgaststätte.

Als die wirtschaftliche Lage rosiger geworden war, konnte sich Rossitten wieder einen Gärtner leisten. Es war Emil Koch, Sohn von Richard Koch, dem Rossitter Zimmermann. Er wurde 1935 als Gärtner eingestellt. In Rossitten hatte er seine Kindheit verlebt und in Potsdam den Gärtnerberuf erlernt. Aus der dortigen Gegend war auch seine junge Frau, die in Rossitten in der Gärtnerwohnung Einzug hielt. Emil Koch ging mit Fleiß und Können an seine Aufgabe. Durch die gärtnerlosen Jahre bestand in vielem ein großer Nachholbedarf.

Dann kam der 1. September 1939. Aus dem Volksempfänger, der den Ostpreußen-Sender (Reichssender Königsberg) ausstrahlte, dessen Pausenzeichen die ersten Takte der Melodie vom Masurenlied „Wild flutet der See“ war, erklang Hitlers dröhnende Stimme. In einer Reichstagsrede verkündete er: „ . . . Polen hat heute Nacht . . . Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen . . .“ Der Zweite Weltkrieg war ausgebrochen. Der junge Gärtner wurde zum Militärdienst eingezogen.

In den ersten Septembernächten zogen endlose feldgraue Kolonnen zu Fuß, gespannt und motorisiert durch Rossitten. Dann war es, als hätte sich der Krieg schlafen gelegt, wenn da nicht die sich häufenden Gefallenenmeldungen gewesen wären. Der Gärtner Emil Koch war einer der ersten Gefallenen von Rossitten. Seine Frau wohnte mit den zwei kleinen Kindern noch bis zum Herbst 1944 in Rossitten und zog dann ins Reich.



Gärtner Emil Koch als Fronturlauber mit seiner Familie

Im ostpreußischen Sprachgebrauch wurde als „Reich“ bezeichnet, was westlich von Ost- und Westpreußen lag.

Die Gutshandwerker

Es war auf den Gütern allgemein üblich, dass für handwerkliche Arbeiten, die in einem landwirtschaftlichen Betrieb verstärkt anfielen, betriebseigene Handwerker vorhanden waren. Sie waren so etwas wie eine eigene Kaste und keineswegs mit den Arbeitern „panebratsch“. Das „Du“ war zwischen beiden durchaus nicht üblich, sondern man bediente sich des distanzierenden „Sie“.

Die Handwerker wohnten im „Alten Krug“. Hier waren die Räumlichkeiten großzügiger bemessen als in den Insthäusern, und der Stall befand sich in einem gesonderten Gebäude. Ihre Entlohnung erfolgte auch überwiegend in Form von Deputaten. Der Bargeldanteil lag aber erheblich über dem der Deputaten. Er betrug zum Beispiel beim Schmied monatlich 50 Reichsmark. Scharwerker brauchten die Handwerker nicht zu stellen. Die Gutsglocke, mit welcher der Hofmann zur Arbeit rief, galt auch für die Handwerker. Doch mehr Verfügungsgewalt hatte dieser nicht über sie.

Der Schmied

Der einst wohl wichtigste Gutshandwerker war der Schmied, der auch den Hufbeschlag beherrschte. Ihm oblag die Hufpflege sämtlicher Pferde des Betriebes. Dieser beinhaltete nicht nur den Hufbeschlag der Gebrauchspferde, sondern auch die Fußpflege der Jungpferde. Bei den Letzteren war solches besonders im Frühjahr notwendig. Die Tiere hatten sich den Winter über auf einer weichen Mist- und Strohmatte getummelt und dadurch den Huf, der in sechs Wochen drei Zentimeter wächst, nicht abgenutzt. Durch sachgemäße Hufpflege bei den Jungtieren entwickelte sich deren Knochenfundament vorteilhafter, was sich später in besserer Leistung ausdrückte. Ein guter Hufschmied war aber auch ein halber Pferdedoktor und ersetzte in vielen Fällen den Akademiker. Dann hatte einst der Schmied die eisernen landwirtschaftlichen Geräte, die relativ einfach waren, instand zu halten, eventuell auch anzufertigen.

Die Rossitter Schmiede war am Birkengraben gelegen, dort wo dieser nahe am Gutshof vorbeifloss. Das Schmiedegebäude glich in seinem Bau denen anderer ostpreußischer Gutsschmieden. Das längliche Gebäude hatte auf seiner Breitseite einen auf Pfosten stehenden Vorbau, ähnlich der einstigen Vorlaubenhäuser. Unter dem Vorbau ließen sich außer dem Hufbeschlag viele Arbeiten leidlich wettergeschützt durchführen. Mit einem handbedienten Blasebalg wurde in der Esse die Steinkohle, spezielle Schmiedekohle, zur Glut entfacht.

Oft war es ein Scharwerker, der den Blasebalg bediente und auch mit sonstigen einfachen Arbeiten dem Schmied zur Hand ging. Allgemein wirkte die Schmiede auf die Jungen vom Lande faszinierend: mit dem beißenden Geruch verbrannten Hornes beim Pferdebeschlagen und dem Funkensprühen des rotglühenden Eisens, wenn dieses bearbeitet wurde. Viel Geschick und Interesse für Schmiedearbeiten brachte Willi Kaiser, ein Neffe von Ernst Jost, mit. Nachdem dieser Soldat geworden war, übernahm dessen Aufgabe Ernst Lange, bis auch dieser einberufen wurde.

Der letzte Schmied von Rossitten war August Engling, ein Sohn vom Hofmann Engling. In Rossitten hatte er die Kindheit verlebt und nach dem Besuch der dortigen Volksschule beim Schmiedemeisters Wirth in der Rossitter Gutsschmiede das Schmiedehandwerk und den Hufbeschlag erlernt. Abgesehen von Fortbildungslehrgängen in Elbing, arbeitete er auch als Geselle in der Rossitter Schmiede. 1929 trat er die Nachfolge des in Rente gegangenen Meisters Wirth an. Nach dem Ablegen der Meisterprüfung im Jahre 1936 konnte er, wie auch sein Vorgänger, Lehrlinge ausbilden. – Die fortschreitende allgemeine Technisierung hatte das Tätigkeitsfeld des Schmiedes stark auf den Schlossersektor ausgeweitet. Der junge Schmiedemeister schwamm problemlos auf dieser Welle mit und galt als sehr tüchtig. Er war verheiratet mit Emma Kubowski, der Tochter des langjährigen Petersdorfer Schäfers. Sie war von sehr zurückhaltender Art. Die von anderen Frauen gerne und ausgedehnt praktizierte „nachbarliche Anteilnahme“ lag ihr nicht. Drei Söhne entsprossen der Ehe.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde auch August Engling zum Militärdienst eingezogen. Bei der Kurland-Armee erlebte er das Kriegsende, geriet jedoch nicht in russische Kriegsgefangenschaft, sondern gelangte über Dänemark nach Westdeutschland in den Raum von Bad Segeberg. Seine Frau war mit den beiden Söhnen Albert, elf Jahre, und Herbert, sechs Jahre, mit dem Rossitter Treck auf die Flucht gegangen. Sie befanden sich auf dem mit einem Trecker bespannten Fahrzeug. Als der Trecker wegen eines Totalschadens ausgefallen war, musste Frau Engling auf eigene Faust versuchen, mit ihren Kindern in den rettenden Westen zu gelangen. Östlich von Stettin schnitt ihr die Rote Armee, die am 3. März 1945 die Odermündung erreicht hatte, den Fluchtweg ab. Während die Russen vor allem wegen der Vergewaltigungen gefürchtet waren, so war es die bald in Erscheinung tretende polnische Miliz wegen ihres Sadismus. Und plündern taten sowohl die Russen als auch die Polen. – Polens Bestreben war es, möglichst rasch sämtliche Deutschen aus dem Gebiet entlang der Oder zu entfernen. Noch im Herbst 1945 wurde daher Frau Engling mit ihren Kindern auf die von den Polen damals praktizierte Weise gen Westen „komplimentiert“. Von der ihr bisher verbliebenen geringen Habe wollte sie unbedingt den Meisterbrief ihres Mannes und einige Fotografien retten. Eingebacken in ein Brot, das wegen seiner Qualität für die polnischen Plünderer nicht interessant war, gelang ihr dieses Vorhaben.

Ernst, der älteste Sohn, hatte bei Schmiedemeister Basner in Preußisch Holland das Schmiedehandwerk und den Hufbeschlag erlernt. Er wurde zum Arbeitsdienst eingezogen. Sein Einsatz erfolgte an der Wolfsschanze, Hitlers Hauptquartier bei Rastenburg. Dort musste der Arbeitsdienst die Tarnung erstellen. Danach trug Ernst noch ein halbes Jahr den feldgrauen Rock.

Noch 1945 fand sich die gesamte Familie August Engling in Holstein zusammen. Vater und Sohn gelang es, in ihrem Beruf rasch Arbeit zu finden. 1949 übernahmen sie in Bilsen eine kleine Schmiede. Durch Fleiß, Sachkenntnis und unbedingte Verlässlichkeit konnten sie den Betrieb allmählich vergrößern. (Dem Tüchtigen läuft das Glück nicht davon.) – Er ist heute in der dritten Engling-Generation. – 1979 verstarb Frau Emma Engling. August Engling verschied 1994 im gesegneten Alter von 92 Jahren.

Der Stellmacher

Ein anderer, einst wichtiger Handwerker auf dem Lande, der heute allerdings keine Daseinsberechtigung mehr hat, war der Stellmacher. Die landwirtschaftlichen Fahrzeuge bestanden früher, als sie von Pferden oder Ochsen gezogen wurden, überwiegend aus Holz und waren recht derb. Ihr Verschleiß wurde jedoch dadurch begünstigt, dass sie ständig ungeschützt der Witterung ausgesetzt waren, also auch unter freiem Himmel abgestellt wurden. Ihre Herstellung gehörte zum Hauptaufgabengebiet des Stellmachers. Die großen Ackerwagenräder mit der speichengetragenen Nabe, die Speichen und die Felgen, auf die der Eisenreifen aufgezogen wurde, waren aus Buchenholz. Der Langbaum, die Verbindung zwischen Vorder- und Hinterachse, die Rungen mit dem Drehgestell und die Deichsel wurden aus Eichenholz gefertigt. Die Bretterwände des Kastenwagens und die Leiterwagenleitern waren aus Fichtenholz. – Ein umfangreicher Vorrat der verschiedensten Holzarten lagerte hinter dem Kälberstall luftig, aber regengeschützt. Es war Holz aus dem Rossitter Wald, in der Grundmühle in Hohendorf geschnitten, das über Jahre trocknete, ehe es verarbeitet wurde.

Speziell bei der Herstellung der Wagenräder arbeiteten Stellmacher und Schmied eng zusammen. Von ihrem Können hing in hohem Maße die Haltbarkeit der Räder ab. Der Schmied trieb den von ihm glühend gemachten Eisenreifen auf die Felge. Er musste dabei jedoch vermeiden, dass das Holz zu sehr angegriffen wurde. Rasche Arbeit und sofortiges Abkühlen mit Wasser waren notwendig. Das Metall des Reifens zog sich zusammen, und dieser saß bombenfest auf der Felge.

Seine Werkstatt hatte der Stellmacher Karl Lewandowski im Kutschstallgebäude neben den Kutschwagenremisen. Er war mit seiner Frau Berta in den 20er Jahren von Hermsdorf kommend in Rossitten zugezogen. Sie hatten die Söhne Reinhold und Gerhard. Karl Lewandowski ist im Krieg als Soldat vermisst. Reinhold, der älteste Sohn, wurde schwer verwundet und verstarb im Lazarett.

Der Zimmermann

Für die sonstigen Holzarbeiten, mit Ausnahme der speziellen Tischlerarbeiten, war der Zimmermann Richard Koch zuständig. In einem großen landwirtschaftlichen Betrieb gab es immer etwas zu „kleppern“, etwas aus Holz zu reparieren oder neu anzufertigen, sowohl an Geräten als auch an Gebäuden. Die Zimmermannswerkstatt befand sich im Gebäude des Remontestalls.

Es war der Zimmermann, der im Auftrage des Barons und in Absprache mit dem Oberinspektor die Rossitter Fahrzeuge, vor allem in Nacharbeit, für die Flucht zeitig vorbereitete. Er hatte es verstanden, diese damals unter hoher Strafe stehenden Fluchtvorbereitungen so verschwiegen auszuführen, dass kein Unbeteiligter davon erfuhr. Um das Fassungsvermögen der einzelnen Fahrzeuge zu erhöhen, erfolgte deren Umrüstung zu Leiterwagen. Die Leitern selbst wurden mit Bindemähertüchern, die leicht, aber dennoch sehr haltbar waren, verkleidet.

Richard Koch und seine Frau Ella hatten die Kinder Ella, Emil, Otto und Gertrud. Von diesen trat nur Sohn Emil in Rossitten in Erscheinung. Er hatte Gärtner gelernt und fiel gleich zu Anfang des Krieges.

Der Kutscher

Das Symbol der Kutscher war die Peitsche, im vorliegenden Fall die Bogenpeitsche. Die Bogenpeitsche stellte jedoch mehr ein schmückendes Beiwerk dar und wurde ähnlich einem Dirigentenstab gehandhabt. – Der Kutscher war im ostpreußischen Sprachgebrauch sozusagen der Chef des Kutschstalls. Unter seiner Obhut befanden sich die Kutsch- und Reitpferde, die Schirrkammer mit den Kutschgeschirren und den Reitsätteln, ferner die Wagenremise mit den Kutschwagen und -schlitten. Vor allem aber hatte der Kutscher die Gutsherrschaft bei ihren mannigfachen Fahrten zu den verschiedensten Anlässen in der näheren Umgebung, d. h. bis etwa 20 Kilometer Entfernung zu kutschieren – und das zu den verschiedensten Tages- und Nachtzeiten, auch an Sonn- und Feiertagen.

Ein Kutscher stand der Gutsherrschaft relativ nahe und konnte gleichsam einen Blick hinter die Kulissen werfen. Diskretion gehörte zu seinem Berufsethos. Diese ehrenwerte Tugend kam in Rossitten kaum zum Tragen, denn der Baron führte ein zurückgezogenes, von Skandalen nicht einmal angehauchtes Leben. Durch das enge, bis zu einem gewissen Grad intime Verhältnis, welches allgemein zwischen der Gutsherrschaft und deren Kutscher bestand, fühlte sich dieser aus der Masse der Gutsarbeiter herausgehoben, gleichsam „ich und die Herrschaft“.

Sehr oft wurde das Amt des Kutschers über Generationen in der Familie weitergereicht. So war es auch in Rossitten. August Pörschke Vater und August Pörschke Sohn: der alte und der junge Kutscher. Das war fast so etwas wie ein Rossitter Fa-

milienunternehmen. Die Kutscherlivree hatte der Senior an den Junior weitergegeben und war somit etwas in den Hintergrund getreten. Sein Aufgabengebiet erstreckte sich mehr auf den Remontestall, auf die Betreuung von drei Jahrgängen Jungpferden, etwa 75 an der Zahl. Ungefähr die Hälfte der Tiere war als Absatzfohlen von Bauern zugekauft worden. In geräumigen, lichtdurchfluteten Laufställen und täglichem Auslauf an der frischen Luft verlebten sie das Winterhalbjahr. Die Weidesaison verbrachten die Jungpferde auf der etwa acht Kilometer entfernt gelegenen Niederungsweide in Damenhof. Zu Dreien zusammengekoppelt und von jungen Burschen und Männern, die gut zu Fuß waren, wurden sie dort hingeführt. Eine willkommene Abwechslung im beruflichen Alltag. Doch nicht immer verlief alles problemlos und Meinungsverschiedenheiten traten zwischen den Pferden und ihren Führern auf, die dazu führten, dass sich einige Tiere, trotz lautstark geführter Machtkämpfe zwischen beiden, verselbstständigten. – Die Rückführung von Damenhof erfolgte stets im freien Lauf.

Ende Juni, zum Ausklang der jährlichen Remonteaufkaufperiode, hielt die Wehrmacht in dem benachbarten Gut Geißeln Remontemarkt ab. Dort wurden auch die Rossitter Remonten zum Kauf angeboten. Etwa drei Wochen vor dem Markttag holte man diese drei- bis vierjährigen Pferde von der Weide aus Damenhof. Jetzt begann an ihnen das Korrigieren der Schweif- und Mähnenhaare und das große Putzen mit Kardätsche und Striegel, noch intensiver jedoch mit dem Hafersack. Das heißt, sie bekamen Hafer satt zu fressen, denn Hafer putzt ja bekanntlich am besten, gibt dem Pferdehaar einen besonders seidigen Glanz. Die jungen Pferde mussten lernen, an der Trense vorgeführt, sich im Schritt und Trab gut zu präsentieren und sich auch entsprechend aufzustellen.

Am späten Nachmittag vor dem Remontemarkt traf die Ankaufkommission, bestehend aus einigen Offizieren mit Sachverstand, einem Zahlmeister, einem Veterinär und einem Unteroffiziersdienstgrad als Schreiber, in Geißeln ein. Die Offiziere, Zahlmeister und der Veterinär waren natürlich Gäste des Herrn von Reibnitz, desgleichen der Nachbar, Baron von Minnigerode. Die Herren verband miteinander die gleiche militärische Passion, die gleiche Waffengattung und das Elitegefühl der Kavalleristen, die speziell die Infanteristen als minderrangig ansahen. Also denn, „zum Wohl, Herr Kam'rad“. Jedenfalls verlief der Remontemarkt am nächsten Vormittag für Rossitten und Geißeln zufriedenstellend. Es war kein Geheimnis, dass die Hürden für ein Bäuerlein, das nur ein oder zwei Remonten anbot, erheblich höher gesteckt waren.

Von Rossitten wurden am Markttag die jungen Pferde einzeln an der Trense nach Geißeln geführt. Man war bemüht, jede unnötige Aufregung von diesen sensiblen Tieren fernzuhalten. Das Vorführen der Pferde geschah jeweils einzeln von August Pörschke jun. und seinem Bruder Hermann. Beide hatten mit den Pferden trainiert und waren selbst flink auf den Beinen. Die Pferde mussten einen raumgreifenden Trab zeigen, dabei mit Rücken und Hals eine gerade Linie bilden und den



August Pörschke jun., der letzte herrschaftliche Kutscher von Rossitten, fertig zur Fahrt – Herr Baron haben befohlen . . .

Kopf leicht angewinkelt zum Körper tragen. So kam die Eleganz dieser schönen Tiere voll zum Ausdruck.

Am Markttag nahm ein Militärkommando die aufgekauften Pferde in Empfang und koppelte sie zu Zweien oder Dreien zusammen. Auf die ungesattelten und ungerittenen Pferde schwangen diese sich hinauf, und das gab in den meisten Fällen keine Probleme. Der Überraschungseffekt und all das Neue, was an dem Tage auf die Tiere eingestürmt war, hatten sie so gefügig gemacht. – Im Remontedepot Weeskenhof, auf gepflegten, fetten Niederungswiesen, genossen die Pferde noch ein Jahr die goldene Freiheit. Danach kamen sie als Zug- oder Reitpferde zu den verschiedenen Truppenteilen.

Der Kutschstall beherbergte zwei Kutschpferde, die bei üppigem Futter, bester Pflege und wenig Inanspruchnahme ein Pferdeprominentendasein führten. Den Hafer, den sie fraßen, verdienten sie sich wirklich nicht. Etwas mehr bewegt wurde das Reitpferd des Barons, und zwar von diesem selbst, aber in sehr pferdeschonender Manier. Sein erstes Reitpferd in Rossitten war der Fuchswallach „Anschlag“, ein äußerst stattliches Tier mit den körperlichen Proportionen eines ausgewachsenen Hengstes. Erst im mannbaren Alter war „Anschlag“ ins Wallachdasein befördert worden. Nach dessen altersbedingtem Ausscheiden ritt der Baron die bildschöne Staatsprämienstute „Mandel“. Im Frühsommer 1936 erlitt er mit dieser auf der Chaussee nördlich der Ortschaft einen schweren Unfall. Ein sich rücksichtslos und unvernünftig verhaltender Autofahrer kollidierte mit dem Pferd. Dieses kam dabei zu Fall. Es erlitt einen Beckenbruch und der Baron eine Schädelfraktur. Für „Mandel“ war es das Aus und dem Baron machten die Unfallfolgen lange zu schaffen. – Zwei weitere Reitpferde, die sich im Kutschstall befanden, standen dem Oberinspektor und dem Inspektor zur Verfügung. Bei der Erfüllung

ihrer beruflichen Aufgaben waren Reitpferde das beste innerbetriebliche Fortbewegungsmittel. – Außerdem standen im Kutschstall noch sechs Zuchtstuten. Sie wurden für inner- und außerbetriebliche Nebenarbeiten eingesetzt oder mussten auch mal als Lückenbüßer in den Gespannen aushelfen.

August Pörschke jun. hatte durch den Besuch der Reit- und Fahrschule in Marienburg eine perfekte berufliche Ausbildung erhalten. Etwa 1936 stieg sein Prestige noch erheblich. Der Baron erstand preisgünstig einen Mercedes-Vorfühswagen. Im Mercedeswerk wurde dann aus dem Pferdekutscher zusätzlich ein Benzinkutscher gemacht und ihm der Führerschein ausgehändigt.

Fünf Kutschwagen, alle zweispännig zu fahren, beherbergte die Wagenremise. Zwei, davon einer mit Verdeck, hatte sich der Baron reserviert. Die drei anderen Wagen standen der Rossitter Allgemeinheit zur Verfügung. – Dann war da noch die wendige, leichte Gig, ein zweirädriger Einspänner, der sich weniger zur Personenbeförderung eignete, dafür aber für kleinere, rasche Besorgungen ideal war. Zwei Kutschschlitten vervollständigten das Inventar der Remise.

Die Schweizer

Ende des 18. Jahrhunderts betrug die Jahresmilchleistung einer Kuh kaum mehr als 500 Liter. Die auf den Bauernhöfen ermolzene Milch deckte lediglich den Bedarf der eigenen Familie, einschließlich den des Gesindes. Auf den Gütern war der Anteil der Großviehhaltung völlig unbedeutend: Hier trat erst durch die Separation ein Wandel ein (Separation in Rossitten 1854). Allerdings waren Milch und zum Teil auch Milchprodukte als Verkaufsware aus den marktfreien Gebieten bei den damaligen schlechten Transportverhältnissen völlig ungeeignet. Dies änderte sich mit dem Bau der Eisenbahn. – Der nächstgelegene Streckenabschnitt Miswalde – Elbing wurde 1893 in Betrieb genommen. – In Reichenbach gründete man nun eine Molkereigenossenschaft und errichtete eine Molkerei, die 1890 in Betrieb genommen wurde.

Es war in der Region ein gewaltiger Schritt vorwärts in Richtung Milcherzeugung. – Die allgemein zunehmende Bedeutung der Kuhhaltung hatte 1882 zur Gründung der „Ostpreußisch Holländer Herdbuchgesellschaft“ geführt. Durch Zuchttierimporte aus Holland, später aus Holstein, wurde das ostpreußische Rind züchterisch bearbeitet. Die 1912 eingeführte Milchkontrolle trug mit dazu bei, dass in Ostpreußen in relativ kurzer Zeit ein sehr leistungsfähiges, bodenständiges Rind entwickelt wurde. Seine Milchleistung lag 1939 erheblich über dem Reichsdurchschnitt.

Bis etwa 1905 lief in Rossitten die Rindviehhaltung mehr oder weniger so nebenbei. Betreut wurden die Tiere von den Gutsarbeitern. Das Melken erledigten Deputantenfrauen, wobei zwölf Kühe pro Melkerin gerechnet wurden. Die Ver-

größerung des Kuhbestandes, der allmählich steigende Milchertrag je Kuh und der Beitritt zur Herdbuchgesellschaft erforderten eine bessere fachliche Betreuung des Rindviehs, die Einstellung eines Schweizers, wie die Melker in Ostpreußen allgemein genannt wurden. Bei einer größeren Viehherde wurde ein Melkermeister eingestellt, so auch in Rossitten. Dieser hatte selbst für die nötigsten Hilfskräfte zu sorgen. Neben der festen Entlohnung, die ein Deputat beinhaltete, erhielt der Melkermeister eine Prämie für die ermolzene Milch und den Verkauf von Zucht-tieren. – Die Melkermeister hatten eine Fachschule in Rammten, Kreis Osterode, besucht. Ihr fachliches Können und Wissen waren sehr solide. So standen sie nicht selten mit ihren Ansichten im Widerspruch zum Kuhbesitzer.

Die Schweizer hatten ihren eigenen Tagesablauf, der keinen Sonn- oder Feiertag kannte. Sie waren ein völlig eigenständiges Völkchen. Dies brachten sie schon durch ihre Berufskleidung zum Ausdruck, die kurzärmelige, rot-weiß gestreifte Bluse, die sie bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit trugen. Betriebstreue schien bei ihnen ein Fremdwort zu sein. Es kam wahrhaftig selten vor, dass jemand von ihnen sein Berufsleben in ein und demselben Betrieb verbrachte.

Der letzte Melkermeister von Rossitten war Karl Matulla. Er betreute eine Herde von etwa 80 Milchkühen, die bis zu einem Jahr alten Kälber und die für den Verkauf auf Zuchtviehauktionen vorgesehenen Jungbullen.

Das Jungvieh, etwa 120 Tiere, wurde während der Stallhaltungsperiode in Petersdorf im Laufstall aufgestellt und dort von einem Viehfütterer betreut.

Die Aufstallung der Kühe erfolgte in Langständen, die zu beiden Seiten von quer im Stall verlaufenden Futtertischen angeordnet waren. Die Kühe waren dabei an der Krippe angebunden, ohne zu sehr beengt zu sein. Ihnen blieb relativ viel Bewegungsfreiheit. Diese tierfreundliche Aufstallungsart erforderte zur Sauberhaltung der Tiere viel Einstreu und ergab einen hohen Mistanfall.

Die zwei Zuchtbullen, der ältere ein übel gelauntes Muskelgebirge, waren jeder in einer geräumigen Box in reichlich Stroh untergebracht. Die anfallenden Arbeiten erledigte Karl Matulla mit drei Gehilfen. Um vier Uhr war für die Schweizer die Nacht zu Ende. Ihre erste Arbeit war das Melken. Es wurde von Hand ausgeführt. – Auch als in den 30er Jahren in Rossitten die Elektrizität Einzug hielt, wurde nicht auf maschinelles Melken umgestellt. – Jeder musste etwa 20 Kühe melken, was sehr reichlich bemessen war. – Nach dem Melken wurde gefüttert, beginnend mit einer Futterrübenration. Aus einem von zwei Gehilfen getragenen Kasten, der ungefähr zwei Zentner geschnitzelte Rüben fasste, wurden den Kühen von diesen bei der Morgen- und Abendfütterung jeweils etwa 30 Zentner verabreicht. Danach bekamen sie Kleeheu, meistens bis zur vollen Sättigung. Das tief-rumpfige ostpreußische Rind war in der Lage, große Mengen voluminöses, wirtschaftseigenes Futter in Milch umzusetzen. – Zweimal am Tage wurde der angefallene Mist mit Schubkarren auf den nahen Misthaufen geschafft. Wenn die

Gutsarbeiter morgens ihre Arbeit aufnahmen, hatten die Schweizer schon ein großes Stück Tagewerk vollbracht und machten nun ausgiebig Frühstück. Danach waren von ihnen noch restliche Stallarbeiten zur erledigen. Ähnlich spielte sich der Arbeitsablauf der Schweizer am Nachmittag ab, nur mit dem Unterschied, dass erst nach dem Füttern gemolken wurde.

Karl Matulla und seine Gehilfen waren sehr sangesfreudig. Ihr Singen, begleitet von dem plätschernden Geräusch der in Zinkeimer gemolkenen Milch, war Rositter Kuhstallkonzert und stimulierte die Kühe sicher vorteilhaft.

Nach der Stallhaltungsperiode befanden sich die Kühe Tag und Nacht auf der Weide. Die arbeitsaufwändige Stallarbeit entfiel dann. Die Zahl der Gehilfen wurde auf zwei verringert. Jeder hatte nun etwa 23 Kühe zu melken. Dennoch blieb den Schweizern im Sommer reichlich Zeit, sich die Sonne auf den Bauch scheinen zu lassen, während die Arbeiter im Schweiß ihres Angesichts die Feldarbeiten verrichteten.

Der Schweinemeister

Seine Tätigkeit rangierte in ihrer Wertschätzung, unabhängig von der erzielten Produktivität, weit hinter der des Schweizers oder gar des Kutschers. Die Betreuung der Schweine war einst überwiegend die Domäne der Frauen. Erst lange nach dem Rindvieh wurde auch das Schwein züchterisch bearbeitet, und es entwickelten sich nun ebenfalls Spezialisten für diese Tierart.

Der Schweinemeister Pudel war ein mehr oder weniger „freischaffender Künstler“, der seine Arbeitszeit weitgehend selbst bestimmte. – In einem blitzblanken, lichtdurchfluteten Neubau waren die ferkelführenden Sauen und die Absatzferkel untergebracht. Alle selbsterzeugten Ferkel, die nicht zur Zucht benötigt wurden, jährlich etwa 600, kamen zur Mast in einen besonderen Stall. Bei der Mast fanden in hohem Maße gedämpfte und danach einsilierte Kartoffeln Verwendung, ein ballastreiches Futter. Der Schweinemeister hatte daher viel und schwere Futtermassen zu bewegen. Loren, die im Maststallgang auf dort verlegten Schienen liefen, erleichterten ihm diese Arbeit. Doch das Ausmisten der Stallen erfolgte in Handarbeit mit der Schubkarre. – Die im alten Obstgarten sich tummelnden Sauen erhielten weitgehend geschnitzelte Futterrüben. In den Sommermonaten wurden diese durch eingeweichte Melasseschnitzel, einem Abfallprodukt bei der Zuckerherstellung aus Zuckerrüben, ersetzt. Das Futter zu diesen Sauen transportierte der Schweinemeister auf einer Schleife, die von einer der im Kutschstall untergebrachten Stuten gezogen wurde.

Eine Schleife bestand aus zwei Holzkufen ohne Eisenbeschlag. Mit einem Bretterbelag, der als Ladefläche diente, waren die Kufen verbunden. Es war ein billiges, bequem zu beladendes Transportmittel für kurze Strecken und geringe zu

befördernde Mengen. Die Anspannung war auch äußerst einfach und rasch zu erledigen. Die Schleife fand daher speziell innerhalb des Gutshofes vielfache Verwendung.

Der Hofmann

Gutsverwalter kamen und gingen. Der Hofmann jedoch war eine mit dem Gut verwurzelte Persönlichkeit. Und das mindestens zeit seines Arbeitslebens. Er war disziplinierte Pflichttreue in Person. Aus der Arbeiterschaft war er hervorgegangen. Von der Pike auf hatte er alle landwirtschaftlichen Arbeiten kennengelernt und war mit den besonderen Gegebenheiten des Betriebes vertraut. Er kannte die Eigenarten, Stärken und Schwächen eines jeden Arbeiters und verstand es, dies als Mittler zwischen Gutsverwalter und Arbeiterschaft entsprechend zu berücksichtigen. Mancherorts war der Hofmann mehr um das Wohl des Betriebes besorgt als dessen Besitzer.

Der langjährige „Homann“ (Hofmann) von Rossitten war Karl Engling. Er wurde 1875 in Klein Gottswalde, Kreis Mohrungen, geboren und verbrachte sein gesamtes Arbeitsleben in Rossitten. Zuerst war er im Kuhstall beschäftigt, denn die Rossitter Rindviehherde wurde einst von den Gutsarbeitern betreut. 1898 heiratete Karl Engling ein Mädchen aus der in Rossitten über Generationen ansässigen Familie Seidler. – Karl Engling war ein rustikaler Typ von großer, kräftiger Statur mit kantigem Schädel und zerzaustem Bismarckbart. Ein ostpreußisches Urgestein, ruhig, gelassen, ohne wichtigtuerische „Rumbrascherei“, höchstens grollend, das jedoch in ostpreußischer Gutmütigkeit. Er wurde respektiert und geschätzt, sowohl von der Arbeiterschaft als auch von der Gutsverwaltung. Schweren, gemessenen Schrittes und ohne Hast, wie es seinem Wesen entsprach, überquerte er den Gutshof. Er zog seine Uhr aus der Westentasche, vergewisserte sich noch einmal der genauen Zeit. Genau fünf Minuten vor sieben Uhr „bimmelte“ er. Er zog an dem Zugseil der kleinen Glocke, die sich hoch im Giebel des Kutschstallgebäudes befand. Laut scheppernd tönte die Glocke unüberhörbar durch den Ort und rief Arbeiter und Handwerker zu ihrem Tagewerk. Aus ihren Behausungen kommend, strebten diese dem Gutshof zu. Hast war hier nicht angesagt. Sie hätte sich auch zum Nachteil für den langen Arbeitstag ausgewirkt. – Die Männer in abgewetzten, ausgebeulten Manchesterhosen. Diese wurden durch Hosenträger gehalten. Desgleichen die Unterhosen, die im Winter aus dickem, grauen Trikot waren. Die Weste ließ das kragenlose Unterhemd mit dem dünnen, blauen Nadelstreifen hervorschauen. In diesem waren in dem Bördchen vom Halsausschnitt Knopflöcher. Mit Kragenknöpfen konnte man hier einen festen Hemdkragen befestigen. Wenn dann noch eine Hemdenbrust, ein bretthart gestärktes, Chemisett genanntes Textilteil, vorgebunden wurde, war das Unterhemd für Feierlichkeiten umgerüstet. – Die Art der Jacke richtete sich nach der

Witterung. Meistens wurden derbe Schnürschuhe getragen. Selten erlaubte es die Arbeit oder das Wetter, „Schlorren“ anzuziehen. Als Kopfbedeckung war die Teller- oder Helm- oder Filzmütze sehr beliebt. Sie wurde etwas lässig verwegen nach dem rechten oder linken Ohr hin getragen, so „auf halb acht“. Die Pappeinlage des Schirmes hatte ihre Festigkeit rasch eingebüßt. Wenn von Gesicht und Hals der Schweiß rann, kam die Vielverwendbarkeit dieser Kopfbedeckung zur Geltung, ließ sie sich ideal zum Schweißabwischen verwenden. Man brauchte dazu nicht das farbig karierte, große Taschentuch aus der „Fupp“ (Hosentasche) zu ziehen.

Die weiblichen Arbeitskräfte trugen, speziell im Sommer, helle Kopftücher. Eine Schürze schützte das Kleid. Schürzen gehörten übrigens einst zur vollständigen weiblichen Garderobe im Haus und bei der Arbeit. Sehr sparsame Frauen trugen bei besonders schmutziger Tätigkeit eine Sackschürze, einen aufgetrennten Getreidesack zu einer Halbschürze umfunktioniert. – Bei kühler Witterung hatte man eine derbe Jacke an. Die besonders bei der Landarbeit zweckmäßigen langen Hosen gehörten damals noch nicht zur allgemeinen Garderobe der Weiblichkeit. Allerdings waren die Zeiten, als solche von den Frauen getragen, fast an Pornographie grenzten, längst vorbei.

Um sieben Uhr traf die Arbeiterschaft, ausgerüstet mit den Gerätschaften für die vorgesehene Arbeit, auf dem Gutshof ein. Welche Art von Arbeit der Einzelne zu verrichten hatte, war ihm bereits am Vortage gesagt worden bzw. wurde ihm am frühen Morgen vom Hofmann mitgeteilt, der gegebenenfalls dazu von Haus zu Haus ging.

Die Gespannführer verließen mit den angeschirrten Pferden den Stall. Entsprechend den vorgesehenen Aufgaben spannten sie diese vor den Ackerwagen oder andere Gerätschaften. Ihre Umgangssprache mit den Pferden klang oft grob, war aber in Wahrheit ein Ausdruck raubeiniger Zärtlichkeit. Ihr „weeches“ Herz wurde sichtbar im Umgang mit den kleinen „Hietscherchen“ (Fohlen), wenn diese breitbeinig und unbeholfen auf ihren dünnen Beinen standen.

War das Räderwerk des Betriebes ordnungsgemäß in Gang gekommen begab sich der Hofmann meistens dort hin, wo die Scharwerker arbeiteten. Beim Rübenhacken hatte er auch eine Hacke und korrigierte hie und da die Arbeit.

Von 12.00 bis 13.30 Uhr war Mittagspause. Fünf Minuten vor Ablauf der Pause „bimmelte“ der Hofmann wieder. Mit einer halben Stunde Vesperpause als Unterbrechung ging dann die Arbeitszeit bis 19.00 Uhr. Ein langer Arbeitstag – und die Woche hatte sechs solcher Arbeitstage.

Im Winterhalbjahr begann die Arbeitszeit erst um acht Uhr und dauerte bis 17.00 Uhr. In den Monaten Dezember und Januar war bereits um 15.00 Uhr Arbeitschluss, dabei wurde aber keine Mittagspause gemacht. Die kurze Arbeitszeit im Winter ergab sich aus dem in diesen Monaten geringeren Arbeitsanfall. Außerdem war man ja bei den meisten landwirtschaftlichen Arbeiten auf das Tageslicht angewiesen.

Objektiv betrachtet musste man Respekt vor den Landarbeitern und deren Arbeitsleistung haben, denn Ostpreußen war durchaus kein Land, in dem Milch und Honig flossen. All der Segen des Landes war erarbeitet worden. Für die Arbeiter war ihre Tätigkeit nicht bloß ein Job, wie es heute oft der Fall ist, sondern sie identifizierten sich mit dem Betrieb und waren motiviert. Dessen Sorgen, Nöte, Freuden und Erfolge wurden von ihnen mitgetragen. Ein erfolgreich geführter Betrieb hob das Selbstbewusstsein seiner Arbeiter. Kritisch und geringschätzig wurde von schlecht bewirtschafteten Betrieben gesprochen. Die Bewohner von Rossitten konnten besonders in den 30er- und 40er-Jahren diesbezüglich den Kopf mit Beachtung hoch tragen.

Die Gespannführer und ihre Pferde

Unverzichtbar war einst in der Landwirtschaft das Pferd. Dies traf in verstärktem Maße für Ostpreußen mit seiner im Verhältnis zum Reich kürzeren Vegetationsperiode zu. Hier hatte das Pferd noch einen anderen, einen höheren Stellenwert. Kam es doch bei einem rechten Ostpreußen gleich nach dem lieben Gott. Die Liebe zum Pferd, die bei den Prussen einst religiös begründet war, haben diese unsere Vorfahren, sozusagen mit ihrem Blut, weiter vererbt. Sich mit dem Pferd zu beschäftigen, war allgemein beliebt und der Posten eines Gespannführers daher begehrt. Arbeitszeitmäßig betrachtet war dazu schon einiger Idealismus erforderlich. Das betraf besonders die Gespannführer, die Zuchtstuten in ihrem Gespann hatten. War die Zeit des Fohlens gekommen, schauten sie, wie selbstverständlich, auch nachts nach ihren Pflegebefohlenen. – Einst als Rossitten, wie es allgemein üblich war, noch einen Nachtwächter hatte, gehörte es mit zu dessen Aufgaben, die Geburten im Pferde-, Kuh- und Schweinestall zu überwachen. Der letzte Nachtwächter, er hieß Kolbe, ging in den 30er-Jahren in Rente.

Stuten mit Fohlen bedeuteten erhebliche zusätzliche Arbeit für den Gespannführer. Im Arbeitspferdestall befanden sich lediglich zwei Boxen. In denen waren zwischenzeitlich eventuell erkrankte Pferde bis zu ihrer Genesung untergebracht. Auch der Viererpferdestand ließ sich mit geringem Aufwand in eine Box umwandeln. Ansonsten wurden Stuten mit Fohlen in Boxen im Kutschstall untergebracht. Problemloser war es, wenn sich die Jungpferde bereits auf der Weide befanden. Dann stand deren großer Laufstall zur Verfügung. Für den Gespannführer entstanden aber in jedem Fall erhebliche Umstände bei der Betreuung seiner Pferde. – Während in der arbeitsarmen Zeit abgefohlte Stuten bis vier Wochen von der Arbeit befreit waren, wurden sie zu anderer Zeit bereits nach einer Woche wieder angespannt. Dann musste das Gespann vormittags und nachmittags zwischenzeitlich einmal zum Gutshof zurück, um die „Hietscherchen“ saugen zu lassen.

Zwei Stunden vor der regulären Arbeitszeit, im Sommerhalbjahr also um fünf Uhr,

begann das Tagewerk des Gespannführers. Er musste seine Pferde füttern, putzen und deren Stall säubern, den über Nacht angefallenen Mist auf den Misthaufen schaffen. Außerdem war auf dem Speicher für den jeweiligen Tag das Kraftfutter, meist war es Hafer, in Empfang zu nehmen. Es wurde vom Inspektor oder auch vom Hofmann ausgegeben. Jeder Gespannführer achtete mit Argusaugen darauf, dass er bzw. seine Pferde nicht benachteiligt wurden. Auch in der Mittagspause, sie betrug für die Gespanne zwei Stunden, mussten erst die Pferde versorgt werden. Sie erhielten ein Gemisch aus Roggenstrohhäcksel und Kraftfutter – dann erst konnte der Gespannführer zu Tisch gehen. Abends waren selbstverständlich erst die Pferde zu versorgen, ehe für deren Betreuer der Feierabend begann. Auch an den Sonn- und Feiertagen forderten die Pferde ihr Recht. Der Sommer brachte diesbezüglich etwas Erleichterung. Die Pferde wurden dann an den Sonntagen und zeitweise auch nachts auf den nahe gelegenen Seewiesen geweidet. All die zusätzliche, zeitaufwändige Arbeit wurde lediglich mit sechs Reichsmark monatlich vergütet. Allerdings waren die Gespannführer arbeitsmäßig körperlich auch nicht übermäßig gefordert. Saßen sie doch überwiegend im Sattel und lenkten ihr Gespann - das allerdings bei vielen wiederkehrenden Arbeiten nicht mehr allzu viel dirigiert werden musste.

Rossitten verfügte über acht Gespanne Arbeitspferde. Es handelte sich dabei vorwiegend um reine Warmblüter. Die Stuten, mit denen gezüchtet wurde, gutes Tiermaterial, waren Trakehner Abstammung. Ihre Nachzucht war für Remonte vorgesehen, sollte also Soldat werden.

Ein Gespann bestand aus jeweils vier Pferden: dem Sattelpferd, dem Handpferd und den beiden Vorderpferden. Außer beim Eggen und beim Grubbern wurde das Gespann „Viere-lang“ gefahren. Der Gespannführer lenkte dabei seine Pferde vom Sattelpferd aus. Dieses war das kräftigste Tier des Gespanns, denn es hatte außer der zu erbringenden Zugleistung noch den Gespannführer zu tragen.

Die Arbeitspferde waren in Rossitten in einem besonderen Stallteil untergebracht, welcher an den Milchviehstall grenzte. Den Stallgiebel zierte ein aus grauem Gestein modellierter Pferdekopf. – Zu beiden Seiten eines breiten, kopfsteingepflasterten Mittelganges standen die Pferde, jeweils gespannweise abgeteilt. Mit dem Kopf zur Wand hin waren sie an den Krippen angebunden.

Ein wichtiges Inventar im Pferdestall war der Futter- oder Häckselkasten, immer jeweils für ein Gespann. Hier wurde Häcksel mit dem täglich eingemischtem Kraftfutter aufbewahrt, ferner das Pferdeputzzeug, Kardätsche und Striegel. Auch die „Gessel“ (Peitsche) hatte da ihren Platz. Seinen Futterkasten sperrte jeder Gespannführer mit einem Sicherheitsschloss ab. Gepflegte, in gutem Futterzustand befindliche Pferde steigerten das Selbstbewusstsein des Gespannführers. Mit solchen Tieren ließ sich auch leichter und effektiver arbeiten. Und die Rossitter Arbeitspferde waren stets in gutem Futter- und Pflegezustand.

Viele der Gespannführer kannten sich in der Ahnenreihe ihrer Pferde besser aus als bei den eigenen Vorfahren. Mit Stolz erfüllte es sie, wenn ihre Stuten mit einem der Spitzhengste belegt wurden, zum Beispiel mit „Polarstern“, einem sehr guten Trakehner-Vererber, der in Prökelwitz stationiert war. Die beiden anderen dortigen Hengste, „Hetmann“ und „Indra“, standen dagegen nicht so hoch im Kurs.

Der erste Gespannführer war sozusagen der Vorarbeiter aller Gespannführer. Von ihm wurde erwartet, dass da, wo er vorspannte, eher Bracken oder das Zuggeschirr zu Bruch ging, als dass etwas stehen blieb. – Das erste Gespann in Rossitten war, da es aus Wallachen bestand, erheblich belastbarer als andere Gespanne mit eventuell trächtigen Stuten. Außer der Rangfolgelehre hatte der erste Gespannführer das Vorrecht, die erste Furche zu pflügen und mit der Egge den ersten Eggenstrich zu ziehen. Das allgemein vorgelegte Tempo auf dem Weg zur Feldarbeit, auch das des ersten Gespanns, entsprach dem eines Trauerzuges. Es erweckte den Eindruck, als bereite es den Pferden unendliche Mühe, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Und der Gespannführer, im Sattel mehr hängend als sitzend, schien ein wenig Schlaf nachzuholen. Dies war jedoch keine spezielle Rossitter Eigenart, sondern ein ostpreußenweites Erscheinungsbild in den Gutsbetrieben. – Während der Arbeit auf dem Felde wurde allerdings das für die einzelnen Gerätschaften notwendige Tempo gefahren. Jeder, der mit der Materie vertraut war, konnte ja die erbrachte Arbeitsleistung fachlich beurteilen. Die musste stimmen – und stimmte im Endeffekt auch. Beim Einfahren des Getreides war das Trabfahren oft angesagt. Durfte doch der gesamte betriebliche Ablauf, das Beladen der Erntewagen auf dem Felde und deren Entladen in der Scheune, nicht ins Stocken geraten. Es hatte alles sozusagen mit preußischer Präzision abzulaufen. Außerdem war ja jeder bemüht, das „liebe Kornche“ rasch und trocken unter Dach und Fach zu bringen. Regneten die vom Mähbinder gebundenen Garben ein, so bedeutete das nicht nur zusätzliche Arbeit, sondern oft auch Qualitätsverlust, denn sie waren sehr schlecht wieder trocken zu bekommen.

Während der Getreideernte war sozusagen allgemeiner Totaleinsatz angesagt. Wenn die Selbstbider im Einsatz waren, wurde einer von diesen vom Schmied besetzt. Bei auftretenden Störungen war er somit sofort zur Stelle und konnte das Übel meistens ohne großen Zeitverlust an Ort und Stelle beheben. Auch Stellmacher und Zimmermann waren in der Ernte eingespannt. Ja, sogar der Kutscher und Chauffeur, der allgemein eine gewisse Vorzugsstellung innehatte und nicht der Befehlsgewalt des Oberinspektors unterstand. Sie fungierten auf dem Felde als Beistaker, reichten also die Getreidegarben auf den Wagen oder waren in der Scheune beim Abstaken der Fuhre. Die Getreideernte war übrigens auch die hohe Zeit der größeren Schuljungen. Sie durften auf dem Felde „weiterrücken“, also den Erntewagen zum Beladen von Getreidehocke zu Getreidehocke weiterfahren, während der Gespannführer die Garben aufstakte. Stolz wie Oskar thronen sie im Sattel und verdienten sich pro Tag noch 50 Pfennig. Sie wurden gefordert und

durften ein Gespann lenken. Das gab ihnen Selbstwertgefühl. – Ferienerlebnis der damaligen Jungen vom Lande.

Einige der Gespanne bestanden während des Getreideeinfahrens nur aus drei Pferden. Das vierte Pferd war vor die Hungerharke gespannt worden. Ein Rentner harkte mit dieser hinter den ladenden Wagen die losen Getreidehalme zusammen. Das Feld war somit gleich frei für nachfolgende Bestellarbeiten. Setzte zum Beispiel Regenwetter ein, zogen darauf die Gespanne mit Schälpflügen, welche die Getreidestoppeln flach umpflügten, ihre Runden.

Außer Futterrüben wurden nach 1935 in Rossitten auch Zuckerrüben angebaut. Deren Ernte erstreckte sich bis weit in den Spätherbst. Bei anhaltend nasser Witterung war der Abtransport der Rüben vom Feld eine rechte Pferdeschinderei. Tief schnitten die großen, eisenbereiften Räder der schweren Fahrzeuge in den Boden. Die Pflückerückten wölbten sich vor Anstrengung bei dem schweren Zug zu einem Bogen, und das Leder der Sielen knirschte. Die Speichen verklebten und ließen die Räder wie sich drehende Scheiben erscheinen.

Mit dem Lanz-Bulldog, der einzigen auf der Begüterung vorhandenen Zugmaschine, erfolgte überwiegend der Weitertransport der Zuckerrüben zum Verladebahnhof Miswalde. Ansonsten wurde der Traktor hauptsächlich für Pflugarbeiten eingesetzt. Wenn im Herbst die Gespanne längst Feierabend hatten, war der Treckerfahrer Karl Engling, Sohn des Hofmanns Engling, mit seinem Gefährt oft noch bis in den späten Abend beim Pflügen. Eine kalte, ungemütliche Arbeit, denn der robuste Lanz-Bulldog verlangte auch von seinem Fahrer Robustheit. Er war ohne jeden Komfort, wie zum Beispiel wetterschützende Kabine oder bequemen, gut gefederten Sitz und hatte einen gehörschädigend lauten Motor.

Die acht Rossitter Gespanne Arbeitspferde und deren langjährige Gespannführer:

- | | |
|-------------------------------|-------------------------------|
| 1. Gespann - Karl Hilleberg | Wallache |
| 2. Gespann - Fritz Hermann | Wallache |
| 3. Gespann - Ernst Kudling | Wallache |
| 4. Gespann - August Wölk | zwei Wallache und zwei Stuten |
| 5. Gespann - Hermann Pörschke | ein Wallach und drei Stuten |
| 6. Gespann - Bruno Pörschke | Stuten |
| 7. Gespann - Fritz Lischek | Stuten |
| 8. Gespann - August Hilleberg | Stuten |

Die Deputanten

Sie hatten es nicht gelernt, mit Worten zu jonglieren und beherrschten keine ausgefeilte Redegewandtheit. Sie hatten kräftig zupackende Hände. Die praktische Landarbeit, das war ihr Metier, das hatte sie geprägt. Zwischen ihnen und dem

Gutsbesitzer, dem „Herrn Baron“, bestand noch eine beachtliche Distanz. Es waren gleichsam zwei Welten, getrennt durch eine unsichtbare Schranke. Doch das ehrfurchtsvolle Erstarren vor dem Baron, das Kniebeugen und zu allem ergebene Nicken gehörte der Vergangenheit an – allerdings einer gar nicht einmal sehr weit zurückliegenden Vergangenheit.

Bis 1850 war ein Gutsbesitzer Inhaber der Patrimonial-Gerichtsbarkeit. Das hieß, er übte die Polizeigewalt und die kleine Gerichtsbarkeit aus. Ein kleiner Herrgott also für seine Untertanen, Arbeiter und Bauern. Und dieses Fluidum haftete ihnen unwillkürlich noch an, denn über Generationen hatte die Feudalordnung als eine von Gott gewollte Ordnung bestanden. Die Anrede „Gnädiger Herr“ war nicht mehr üblich. Allerdings bot der letzte Besitzer von Rossitten kaum Gelegenheit zu einer direkten Anrede, obwohl er ständig in Rossitten, also unter seinen Leuten lebte. Es geschah von ihm nicht aus Arroganz, sondern entsprach seinem ausgeprägten zurückhaltenden Wesen. Genauso war ihm jede herablassende Leutseligkeit oder Überheblichkeit fremd. Vielmehr war er bedacht, die Würde seiner Gutsleute nicht zu verletzen. Unvorstellbar war es, dass er gar geschimpft hätte, noch nicht einmal leise, höchstens innerlich.

Für die verheirateten, in einem landwirtschaftlichen Betrieb ansässigen Arbeiter war die Bezeichnung „Instmann“ allgemein gebräuchlich. Genau betrachtet, gab es jedoch den Instmann, früher auch Insten genannt, gar nicht mehr. Der Insten war am Ernteertrag beteiligt gewesen, stand also in einer Art Prämienlohndienst. Er erhielt zum Beispiel beim Getreide jeden zehnten erdroschenen Scheffel. Die Bezeichnung Deputant brachte zum Ausdruck, dass dessen Entlohnung überwiegend durch ein Deputat, durch Naturalvergütung erfolgte. Ein Deputant betrieb genau betrachtet eine kleine Landwirtschaft, wenn auch ohne eigenen Grundbesitz. Er hatte dadurch eine relativ feste Bindung zum Betrieb. Sein Deputat war sehr umfangreich. Es enthielt freie Wohnung, einen Stall zur Haltung einer Kuh, einiger Schweine und Geflügel. Jährlich standen ihm 15 Raummeter Brennholz in Form von Buchenkloben frei Haus zu. Betriebe, die nicht über ausreichend Eigenholz verfügten, durften einen Teil des Holzes durch Steinkohle ersetzen, und zwar für einen Raummeter Holz fünf Zentner Steinkohle. Für die Kuh stand im Sommer freie Weide zur Verfügung. Während der Stallhaltungsperiode erhielt er 30 Zentner Runkelrüben und ein Fuder, ein ostpreußischer Leiterwagen, vier-spännig gefahren, Kleeheu von guter Qualität. Außer dem Gemüsegarten sah das Deputat 180 Ruten (gleich ein Viertel Hektar) Kartoffelland vor. Bei der Abmessung der Fläche bediente man sich bevorzugt des Rutenzirkels, der eine halbe Rute umfasste. Während auf diesem sämtliche Bestellarbeiten vom Betrieb ausgeführt wurden, oblag dem Deputanten das Pflanzen und Ernten der Kartoffeln, was nach Feierabend und an Sonntagen geschah. Ferner enthielt das Deputat nach dem für den Kreis Preußisch-Holland geltenden Tarif vom 1. 10. 1920, 40 Zentner Getreide (Roggen, Weizen, Erbsen, Futtergetreide). Der Barlohn betrug jedoch monatlich nur 26,50 Reichsmark im Sommer und im Winter 18,00 Reichsmark. Dies ent-

sprach in etwa 20 Prozent des Gesamtlohnes. – In früheren Zeiten, als in jedem Haushalt gewebt und gesponnen wurde, war der Anteil des Barlohns sogar noch geringer, denn das Deputat beinhaltete damals auch Flachsland und die Haltung einiger Schafe. – Ein Deputantenhaushalt war einst ein autarker Haushalt. Die Deputantenfrau musste es allerdings verstehen, aus den umfangreichen Naturalien Bargeld zu erwirtschaften. Dabei nahm „unser Kuhche“, wie allgemein die Deputanten mit einem gewissen Besitzerstolz von ihrer Kuh sprachen, eine wichtige Rolle ein. Durch sie ließ sich ein bescheidener Wohlstand erwirtschaften. Jedoch brauchte auch der Deputant, der keine Kuh hielt, nicht auf Frischmilch verzichten. Der Tarif sah in diesem Fall vor, dass der Arbeitgeber täglich drei Liter Vollmilch zur Verfügung stellte. Mit den drei Litern konnte die Hausfrau gut auskommen. Im Sommer reichte es auch für die beliebte, erfrischende Schale „Glumse“ (Dickmilch). Doch davon noch zwei, drei Ferkel großzuziehen, war schlecht machbar.

Natürlich bereitete eine Kuh für die Deputantenfrau zusätzliche Arbeit. Während der Weidezeit war es zwar nur das Melken, jeweils am Morgen und am Abend. Doch die Viehweide, in Ostpreußen allgemein Rossgarten genannt, war am Pappelberg gelegen, fast zwei Kilometer vom Ort entfernt.

In Rossitten bestand für die Deputanten die Möglichkeit, die von ihrer Kuh ermolkene Milch mit dem vom Gut nach Reichenbach fahrenden Milchwagen an die dortige Molkerei zu liefern. Zum Monatsende erfolgte die Abrechnung der angelieferten Milch, und Bargeld winkte. Jeder Milchlieferant war verpflichtet, entsprechend der angelieferten Vollmilch Magermilch zurückzunehmen. Sie war ein wertvolles und preiswertes Ergänzungsfutter in der Schweinehaltung. Bei den kuhhaltenden Deputanten war daher der Schweinestall immer gut besetzt. So manches Mastschwein wuchs da über den Eigenbedarf hinweg heran. – Ein im Sommer begehrtes Schweinefutter waren die Brennesseln. Sie mussten allerdings vor dem Verfüttern geschnitten und bebrüht werden – eine ziemlich arbeitsaufwändige Sache. Doch damit ließ sich die Lücke zwischen den Kartoffeln der alten und der neuen Ernte gut überbrücken.

Dann waren da noch die „Hienerches“ und ihr Eiersegen. Doch im Winter „frodnenen der Dups (Hintern) zu“. Die Fütterungs- und Haltungsbedingungen waren damals noch nicht so optimal, wie es heute der Fall ist, wo die Natur in vieler Hinsicht überlistet wird. – Bevor die Hühner morgens die Freiheit erhielten, wurden sie „gefühlte“, mit einem Finger in der Kloake nach einem ausgebildeten Ei getastet. Die Hennen, die ein solches in sich trugen, erhielten erst ihre Freiheit, nachdem sie das Ei gelegt hatten. Auf diese Weise wurde das von den Hühnern so beliebte außerhalb des Stalles und oft unauffindbare Ablegen der Eier unterbunden. – Ja, das waren noch glückliche Hühner, die eine grenzenlose Freiheit genossen. Genauer gesagt, eine fast grenzenlose Freiheit. Denn bei gelegentlichem geglühten Eindringen in den Gemüsegarten wurden sie, die „kretsche Pluggen“,



Der Hofmann Karl Engling mit den Scharwerkern beim Rübenhacken.



Ernst Jost, der Erste Mann (Vorarbeiter).



Wilhelm Deuschewitz und seine Ehefrau Wilhelmine, geb. Hilleberg. Die Deuschewitz' traten 1873 in Rossitten zum ersten Mal in Erscheinung.

aus diesem recht unsanft herauskomplimentiert. Im Gemüsegarten hatte die Hausfrau auch einige Blumenbeete, jedoch keinen Ziergarten, wenn man von dem Flie-derbusch in der Gartenecke absah und den paar Stauden rot blühender „Bigonnje“ (Pelargonien). – „Der (Die) glüht wie eine Bigonnje“, war der gebräuchliche Ausdruck, wenn jemand ein stark rot erhitztes Gesicht hatte. – Dahlien und Gladiolen, A stern, Nelken und Löwenmäulchen bildeten das anspruchslose Blumensortiment. – Unter betulichem Gehabe der „Kluck“ (Glucke) mit dem Aufplustern des Gefieders und dem schützenden Ausbreiten ihrer „Flochten“ (Flügel) wuchsen die „Keichel“, die kleinen „Schniepscherchen“, als nächste Hühnergeneration heran.

Jeder richtige Junge vom Lande durchlebte eine Periode, in der er sich mehr oder weniger intensiv der Karnickelzucht widmete. Dabei handelte es sich nicht um Rassetiere, sondern um robuste Zufallsprodukte. Für seine „Truschen“ (Häsinnen) und Böcke erntete er die Wegränder ab – manchmal auch ein wenig feldeinwärts. Mutters Küche profitierte von diesem Hobby. – Allgemein betrachtet herrschte damals aber eine sagenhafte Ehrlichkeit. Wer zum Beispiel seine Taschenuhr verloren hatte und diese irgendwann wieder fand, konnte die Feststellung machen, dass die Uhr noch ging. Der zwischenzeitliche Finder war so aufmerksam gewesen, die Uhr aufzuziehen, sie jedoch an ihrer Fundstelle zu belassen.

Es ließ sich durch Fleiß und Geschick aus der Mini-Landwirtschaft mehr als bloß „aufs Essen“ erwirtschaften. Gar hungern oder frieren brauchte wirklich keine Deputantenfamilie. Ihre Lebensverhältnisse waren zwar bescheiden, aber nicht „prachrich“ (ärmlich und verkommen), es sei denn der Mann war ein Säufer.

Im Allgemeinen aber konnten die Deputantenfrauen ihren Männern einen kräftigen „Spirgel“ (gebratener, fettreicher Bauchspeck) oder etwas aus der Pökeltonne vorsetzen – nach der ostpreußischen Devise, dass Fleisch das nahrhafteste Gemüse ist und die Eier die besten Hülsenfrüchte sind. – Wenn die neuen „Schucke“ gegraben wurden, gab es natürlich „Kartoffelplinse“, schön heiß und fetttriefend. „Renches ambaschtig (überessen)“ konnte man sich daran essen. – Im Herbst, wenn die „Komstzeit“ (Kohlzeit) war, kam dieses Gemüse auch mal auf den Tisch. Aber nicht so „plörlich“ gekocht, sondern schön mit fettem „Fleesch“ angereichert. Ansonsten hieß es: „Komst gibt kalte Fieß.“

Deputantenstellen waren begehrte Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft und bedeuteten eine sichere Existenz. Im Mittelalter, als nur der heiraten durfte, wer „eine Nahrung hatte“, das heißt mit seinem Einkommen eine Familie ernähren konnte, zählte diese Berufsgruppe zu den Heiratsberechtigten. Nachgeborene Bauernsöhne dagegen fristeten sehr oft ihr Leben als ledige Knechte. Deputanten standen sich einkommensmäßig oft bedeutend besser als selbstwirtschaftende Kleinbauern. Deren Einkünfte waren nicht so sicher, sondern risikobehafteter und sehr häufig keineswegs höher als die eines Deputanten. Außerdem mussten sie sich arbeitsmäßig meistens mehr krummlegen.

Wie früher allgemein üblich, war auch der dem Deputanten zustehende Urlaub nicht gerade umwerfend groß. Der seit 1920 geltende Provinzialtarif (der für Ostpreußen geltende Tarif) sah für diesen fünf Tage Jahresurlaub vor. Davon mussten drei Tage in das Winterhalbjahr fallen. Ansonsten erfolgte die Entlohnung nach dem für den Kreis Preußisch-Holland geltenden Tarif vom 1. Oktober 1920. Tarife anderer Landkreise konnten hiervon mehr oder weniger abweichen.

Außerdem wurden verschiedentlich vom Arbeitgeber zusätzliche Leistungen erbracht, wie zum Beispiel als Weihnachtsgratifikation 50 Kilogramm Weizen je Deputant oder für die Gespannführer ein so genanntes Peitschengeld. In Betrieben mit schweren Arbeitspferden wurden diesen jeden Herbst die Schweifhaare gestutzt. Der Erlös für diese Haare, die gut bezahlt wurden, kam dem Gespannführer zugute.

Objektiv betrachtet war das Deputantendasein durchaus nicht in jeder Hinsicht ideal und ein Honigschlecken, jedoch weit entfernt von dem Negativ-Image, das ihm oft zugebracht wurde. Ihm haftete durchaus nicht der Armeleutegeruch an, und es war kein Leben von der Hand in den Mund. Gewiss war es ein einfaches Leben, aber ein erfülltes, mit Feierabenden der Besinnlichkeit und Ruhe. Es floss wie das Wasser im Birkenfließ in seiner vorgegebenen Bahn im Gleichmaß der täglichen Dinge dahin.

Die Scharwerker

Der Deputant hatte in der Regel einen Scharwerker zu stellen. Dieser war bei ihm in Kost und Logis. Junge Deputantenfamilien, die noch keine scharwerksfähigen Kinder hatten, nahmen als Scharwerker oft jemanden aus der Verwandtschaft auf. In den bäuerlichen Betrieben wurde jedoch die Stellung eines Scharwerkers meistens nicht verlangt.

Ein Scharwerker, auch Hofgänger genannt, war ein lediger, junger weiblicher oder männlicher landwirtschaftlicher Arbeiter. Die Scharwerkszeit war für diesen etwas Lehrzeitähnliches, wobei er mit den jahreszeitlich bedingten, landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut wurde. Hiervon ausgenommen waren jedoch körperlich besonders schwere Arbeiten, wie zum Beispiel das Mähen mit der Sense, es sei denn, dass der männliche Hofgänger schon „sensenfähig“ war.

Der landwirtschaftlichen Arbeit haftete keine stupide, fließbandähnliche Monotonie an. Viele der Arbeiten wiederholten sich erst im jahreszeitlichen Rhythmus. Sie waren aber überwiegend körperlich nicht gerade leicht und mussten unter den verschiedensten Witterungsbedingungen ausgeführt werden. Manches Mal auch, wenn der Regen niederrauschte, als würde der Himmel niemals leer, und bei der Getreideernte in der flimmernden, alles versengenden Glut der Sommertage. Doch wer mit der Landarbeit aufwuchs, empfand sie nicht als wirklich schwer.

Funktionell überflüssige Pfunde hatten sie, die in der Landwirtschaft arbeiteten, alle nicht. Die Landarbeit ließ, trotz der ostpreußischen Küche mit ihrer sehr kalorienreichen Kost, keine Gewichtsprobleme aufkommen.

Bei der Arbeit wurde durchaus nicht rumgegammelt. Sie wurde mit Geschick und „gewusst wie“ verrichtet. Für das junge Volk bot sich dabei meistens Gelegenheit zum „Rumzergen“ (Necken). Das geschah zu gerne mit leichtem Trend zum Zweideutigen. Prüde waren sie alle nicht, jedoch von unkomplizierter Natur und die Mädchen durchaus nicht affektiert und frei von jeder jungmädchenhafter Scham. Auch die Liebe glimmte und manch zarte Bande wurden geknüpft, die nicht nur auf Wolke sieben führten, sondern ein ganzes Leben lang hielten.

In Rossitten war es üblich, ja fast ein Ritual, dass die jungen Leute am Karfreitag einen gemeinsamen Spaziergang zu den Fuchsbergen, einem Wald, der in etwa drei Kilometer Entfernung in der Gemarkung Geißeln lag, machten. Dort wuchs im Unterholz „Kaddick“ (Wacholder), den man Ostern zum Schmakostern benötigte. Mit zu der Partie gehörten die gerade Schulentlassenen. Am Sonntag vorher, Palmsonntag, waren sie in der Königsblumenauer Kirche konfirmiert worden und hatten Karfreitag Vormittag mit ihren Eltern dort das Abendmahl empfangen. Sie fühlten sich jetzt erwachsen, wenn auch noch reichlich unsicher in dieser Rolle. Die Jungen trugen mit Stolz lange Hosen und an dem Tag ihren blauen Konfirmationsanzug. Dazu eine blaue Schirmmütze mit geflochtener Kordel und einem festen, blankpolierten Schirm. Das Zigarettenrauchen hatten sie sämtlich schon lange vorher probiert. – Zu Ostern gehörte „in jede Wohnung ein Strauß „Palmenkätzchen“, wie daheim die Weidenkätzchen genannt wurden. Selbstverständlich färbte man auch Ostereier. Das geschah mit Zwiebelschalen in warmem, satten Braun. Ansonsten wurden keine besonderen Osterbräuche gepflegt. Pfingsten schmückte man die Haustür und die Wohnung mit frischem Grün.

Anders war es dagegen in der Weihnachtszeit. Da zogen die jungen Burschen noch mit dem Brummtopf und dem Schimmelreiter von Haus zu Haus,

Am Silvesterabend versammelten sich die Gespannführer, ausgerüstet mit ihren schweren Peitschen, auf der Vorfahrt des Schlosses. Mit lautem Peitschenknall vertrieben sie die bösen Geister, die sich im Laufe des Jahres in Rossitten eingeschlichen hatten, damit man frei von diesen das neue Jahr beginnen konnte. Eine Flasche Schnaps war der Lohn für die gute Tat. – Großzügig ließen die Gespannführer ihre Gunst und segensreiche Tätigkeit auch den Opitter Bauern zuteil werden. Sie zogen dort von Hof zu Hof und vertrieben durch das Peitschenknallen nicht nur die bösen Geister, sondern machten außerdem die Pferde in den Ställen nervös. Auch hier wurde ihr gutes Tun belohnt. Im Gasthaus Kutschkau ließen sie danach das alte Jahr ausklingen. Viele Bräuche, die einst in den „Zwölfen“ (erster Weihnachtstag bis 6. Januar) üblich waren und unverkennbar aus dem Heidentum herrührten, fanden keine Beachtung mehr. Die Separation hatte in den Bauerndörfern das Leben einschneidend verändert. Mit der Abschaffung der Drei-Felder-

Wirtschaft und dem individuellen Bewirtschaften der Höfe schwächte sich der bisherige, stark ausgeprägte Gemeinsinn ab. Damit verbunden starben alte Sitten und Bräuche aus. Diese Entwicklung machte an den Ortsgrenzen der Güter nicht Halt.

In der Überlieferung war aus der heidnischen Geisterwelt noch die „Mahr“ lebendig. Wer des Nachts unter Atemnot litt, schrieb dieses der „Mahr“ zu, die sich auf seine Brust gesetzt hatte. Die „Mahr“ ritt angeblich auch des Nachts die auf der Weide befindlichen Pferde. Dabei flocht sie diesen Zöpfe in die Mähnenhaare. So erklärte man sich die zopfartigen Verflechtungen der Mähnen bei den über einen längeren Zeitraum auf der Weide befindlichen Pferden.

Krähte ein Huhn, was ab und zu schon mal vorkam, bedeutete dies Unglück, und dem Huhn wurde sofort der Kopf abgehackt. Ein gebräuchlicher Ausspruch lautete: „Mädchen, die pfeifen, und Hühner, die kräh'n, denen soll man beizeiten den Kopf verdrehen.“ – Man war auch davon überzeugt, dass nahe stehende Seelen in ihrer Todesstunde durch Klopfen an der Tür oder am Fenster ihr Sterben ankündigten. Und im Nachhinein wurden dann Geräusche als solches Ankündigungsklopfen gedeutet.

Nicht direkt dem Aberglauben, eher der Mär, war die Roggenmuhme zuzuordnen, die sich im reifenden Kornfeld versteckt hielt. Das wellenartige Bewegen der Roggenhalme wurde angeblich von ihr dadurch verursacht, dass sie durch das Getreidefeld eilte mit der Absicht, Kinder, die darin spielten oder Kornblumen und Klatschmohn pflückten, wegzufangen.

Nach dem seit 1920 geltenden Provinzialtarif standen dem Scharwerker drei Tage Jahresurlaub zu. Zwei Tage davon waren im Winterhalbjahr zu nehmen. Die Jahresentlohnung betrug laut dem für den Kreis Preußisch-Holland geltenden Tarif 14 Zentner Getreide, 45 Ruten (625 Quadratmeter) Kartoffelland und 715,- bis 2 853,- Mark. Der Barbetrag variierte nach Alter und Geschlecht des Scharwerkers.

Betriebstreue

Auf den gut geführten landwirtschaftlichen Großbetrieben waren Arbeiter- und Handwerkerfamilien oft schon seit Generationen ansässig. Diese bildeten sozusagen das Rückgrat des Betriebes und waren die Garanten für Fleiß und Zuverlässigkeit. Betriebstreue entstand jedoch nur dort, wo das Verhältnis von Arbeitnehmern und Gutsherrschaft ein harmonisches war. Und dies traf auf sehr viele Großbetriebe zu, denn aus dem einstigen ostelbischen Junker mit dem Negativ-Image, bei dem Standesdünkel oft Bildung ersetzte, war ein auf das Wohl seiner Arbeiter bedachter Patriarch geworden. Solche Betriebe hatten nie Mangel an Arbeitskräften, auch nicht, als im Westen die Industrie vielversprechend lockte.

Die Betriebstreue war aber zugleich auch ein Beweis dafür, dass die Arbeit keine

Fron darstellte und ihr Ertrag ein durchaus auskömmliches Leben garantierte, die Arbeiter also weder Sklaven noch Ausgebeutete waren und ihre Tätigkeit ihnen ein Gefühl von Zufriedenheit gab. Desgleichen spielte bei den Betreffenden eine Verbundenheit mit der engeren Heimat eine Rolle.

In Rossitten waren die meisten der Familien seit Generationen ansässig und miteinander versippt. Dazu gehörten die Familien Lange, Seidler, Engling, Koch, Jost, Hilleberg, Lischek, Deutschewitz und die mehrfach vertretene Familie Pörschke.

Das Insthaus

Nachdem 1933 ein wirtschaftlicher Aufwärtstrend in der Landwirtschaft eingesetzt hatte, wurden auch die Wohnverhältnisse der Landarbeiter verbessert, modernisiert. Die Insthäuser, die Behausungen der Deputanten, ließen mancherorts viel, ja sogar sehr viel zu wünschen übrig. Es waren zum Teil richtige „Kaluppen“ (primitive Bauten).

Die über Jahrhunderte üblichen Deputantenwohnungen sahen folgendermaßen aus: Von einem kleinen Eingangsflur, in welchem aufgereiht die Schlorren und Arbeitsschuhe der Hausbewohner standen, eine Art Anwesenheitsliste, gelangte man in eine recht geräumige Wohnküche. Sie war mit einem aus Ziegelsteinen errichteten Herd und Ofen ausgestattet. In der Herdplatte befanden sich mit flachen Gusseisenringen abgedeckte Kochstellen. Je nach Größe des Kochgefäßes wurden so viele Ringe entfernt, damit an dessen Boden die Flamme des Herdfeuers direkt herankam. So wurde des Feuers Hitze optimal ausgenutzt. Der unschöne Nebeneffekt war Ruß, der sich am Boden von Pfanne und Tiegel ansetzte. – Im unteren Teil des Herdes befand sich der Backofen. Dessen Fassungsvermögen war allerdings nicht sehr groß. So wurde denn zum Brotbacken meist der freistehende, große Gemeinschaftsbackofen benutzt. Beleuchtung fand die Herdecke durch eine Petroleumlampe, eine „Funzel“. Sie hatte einen hohen, schlanken Zylinder und ein rundes, messingfarbenes Blechschild, mit dem sie an der Wand aufgehängt wurde. Von Zeit zu Zeit wurde das Blechschild mit Sidol, einem säuerlich riechenden Putzmittel, bearbeitet, damit es wieder richtig „blänkerte“ und so das Petroleumlicht besser reflektierte. Der Lampendocht musste gestutzt und in die richtige Stellung gedreht werden, damit die Flamme nicht den Zylinder verußte. Vor allem aber, dass von dem kostbaren Petroleum so wenig wie möglich verbrannt wurde.

Eine Waschschüssel in Herdnähe, dort wo sich auch die Wassertonne befand, ersetzte das Badezimmer und in der kalten Jahreszeit auch die Waschküche, wo die Hausfrau mit dem Rubbelbrett die Wäsche bearbeitete. Mit dem Wasser wurde nicht verschwenderisch umgegangen, denn es musste in Eimern von der sich außerhalb des Hauses befindenden Gemeinschaftspumpe hereingetragen werden. Dazu benutzte man eine „Pede“, ein Schultertrageholz, an welches zwei Eimer ge-

hängt wurden. Das gebrauchte Wasser, das „Patschwasser“, wurde im „Patsch-eimer“ gesammelt und dieser draußen entleert. – All diese Umstände ließen ein Verlangen nach übertriebener Körperpflege gar nicht aufkommen. Außerdem war damals das Baden für Erwachsene fast etwas Verwerfliches.

Ein nicht sehr großer Raum, allgemein Kammer genannt, vervollständigte die Wohnung. Er wurde vor allem zum Schlafen genutzt und war mit Bettgestellen reichlich möbliert. Die Bettladen waren mit glattem Roggenstroh dick ausgelegt. Auf dieses kam ein gänsefedergefülltes Unterbett. Und dann schließlich das Oberbett, ein wahres Gebirge aus Gänsefedern. Im Bettstroh bildete sich eine um den Körper angepasste Kuhle, die Geborgenheit vermittelte. Sie fand eine Steigerung, wenn an bitterkalten Tagen, scharfer Ostwind wimmerte im Schornstein, die buntkarierte oder auch blaugewürfelte Zudecke vor dem Schlafengehen am Ofen aufgewärmt wurde.

In allen Räumen bestand der Fußboden aus gestampftem Lehm oder war mit Ziegelsteinen ausgelegt. Sonntags wurde der gesäuberte Fußboden ganz dünn mit feinkörnigem, trockenen Sand bestreut. Das nahm sich sehr gut aus. Trotz aller Einfachheit konnte es „blänkern“, blitzsauber, kernseifensauber sein und herrlich gemütlich. Den Tisch zierte meist nur eine Wachstuchdecke und das Essgeschirr war kein Produkt der Porzellanmanufaktur, sondern schlichtes Steingut. Die Fenster rahmten Baumwollgardinen ein, gestärkt mit Hoffmanns-Stärke oder auch einfach nur mit Kartoffelmehl. Auf der Fensterbank standen Töpfe mit Geranien und Myrte. Der Ehrgeiz eines jeden Mädchens war es einst, die Myrte für ihren Brautkranz selbst zu ziehen.

Unmittelbar neben der Wohnungstür befand sich die Tür, die in einen kleinen Stall führte – Stallgeruch pur in engster Nachbarschaft zur Wohnung. Im Sommer dazu noch Fliegen und nochmals Fliegen. Zu gerne nahmen auch die Hühner die offene Haustür wahr und statteten einen Besuch ab, wobei sie ihre gesunde Verdauung demonstrierten. Gewiss kein luxuriöses und reichlich beengtes Wohnen, vor allem weil man damals ein aktives Eheleben führte und die Familie noch in Scharen auftrat. Außerdem gehörte oft ein Großeltern teil mit zur Familie.

Die Hygiene, heute fast ins Götzenhafte erhoben, kam da um einiges zu kurz. Doch fast wie zum Hohn waren damals die Menschen von unheilbarer Gesundheit – sofern sie das Kleinkindalter überlebt hatten. Neurodermitis und Allergien, die heute so verbreitet sind, hatten keine Heimstatt.

Der Wohnkomfort auf dem Lande war damals allgemein nicht umwerfend. Aber er wurde auch nicht vermisst, denn es war keine Zeit des Überflusses, die „gute, alte Zeit“. Vieles, was heute an Komfort und Bequemlichkeit scheinbar unentbehrlich ist, gab es damals gar nicht.

Als in Ostpreußen die oben angeführten Wohnverhältnisse in den Insthäusern allgemein üblich waren, lebte zum Beispiel in Niedersachsen der Bauer in trauter,

engster Gemeinschaft mit seinen Kühen und Pferden. Sie befanden sich links und rechts der großen Diele, deren hinteres Ende, das so genannte Flett mit der Kochstelle, der Wohntrakt war.

Mit Bestimmtheit bot im Vergleich hierzu das Wohnen in den Insthäusern mehr Geborgenheit, war gemütlicher, individueller und vor allem wärmer. Der schubbrige, aasigkalte ostpreußische Winter, der blieb vor der Haustür.

Genauso würde ein Vergleich mit den früher in großen Städten anzutreffenden Keller- und Hinterhofwohnungen und deren Mief zu Gunsten einer von ländlichen „Düften“ umwehten ostpreußischen Instmannswohnung ausfallen.

Rossitten führte Anfang der 30er Jahre Insthaussanierungen durch. Bei den an der Durchgangsstraße gelegenen Häusern (laut Lageplan Nr. 8, 9 und 10) hinkte die Wohnqualität gegenüber den anderen Häusern erheblich nach. Die Wohnungen wurden nun bedeutend besser ausgestattet und um den bisherigen Stallraum vergrößert. In einem gesonderten, nicht unmittelbar neben den Wohnhäusern gelegenen Gebäude waren dann die Stallungen untergebracht. – Und wenn des Nachts Licht in die Fenster fiel, so kam dies nicht von einer Straßenbeleuchtung, sondern vom guten, alten Mond.

Der Getreidedrusch

Über Jahrhunderte wurde das Getreide mit dem Flegel gedroschen. Das war eine winterfüllende, schwere Arbeit, die bereits um vier Uhr in der Früh begann. Erst nach 1900, verstärkt nach dem Ersten Weltkrieg, schlug die Stunde der Dreschmaschine mit voller Reinigung, einer Maschine also, die Körner und Stroh in einem Arbeitsgang trennen konnte. Angetrieben wurde der Dreschkasten von einer Lokomobile, denn die früher vielfach verwendeten Rosswerke (Göpel) reichten in ihrer Leistung dafür nicht aus. Es waren schwere, stationär arbeitende Maschinen, zu deren Fortbewegung vier Pferde benötigt wurden. Bei dem Transport von Rossitten nach Petersdorf waren wegen des hügeligen, unbefestigten Weges sogar acht Pferde notwendig. Die Lokomobile war ein lokomotivenähnliches, auch mit Dampfkraft arbeitendes, aber selbst nicht bewegliches, schwarzes Ungeheuer. Zwei Stunden vor Arbeitsbeginn musste sie der Maschinist Gustav Seidler bereits anfeuern, damit sich ausreichend Dampf für die zu erbringende Arbeitsleistung bilden konnte. Nachdem Rossitten an das Elektrizitätsnetz angeschlossen worden war, verabschiedete man sich rasch von der schwerfälligen und gar nicht so billigen Lokomobile als Antriebskraft. In den Hofscheunen wurde der Dreschkasten nun von einem Elektromotor angetrieben. Der inzwischen angeschaffte Lanz-Bulldog übernahm in der Feldscheune den Antrieb.

Beim Scheunendrusch waren mehr als 20 Personen im Einsatz. Das Dreschen war, trotz der Technik, eine schwere Arbeit geblieben, wenn auch nicht in dem Maße

wie früher. Vor allem erstreckte es sich nun höchstens auf ein paar Wochen. – Eine enorme Arbeitserleichterung wurde durch die später an den Dreschkasten angeschlossene Niederdruckpresse erzielt, die das sperrige Stroh in handliche, gut transportierbare Ballen presste. Und nach der 1935 erfolgten Elektrifizierung löste als Antriebskraft der Elektromotor die Lokomobile ab.

Die „Leutekühe“

Die Zahl der in Rossitten gehaltenen „Leutekühe“ belief sich auf ungefähr 30 Tiere. Außer den Deputanten stand auch den Gutshandwerkern die Haltung von je einer Kuh zu. Hofmann, Förster und Gärtner durften zwei Kühe halten. Während den beiden Letztgenannten ein entsprechend großer Stall zur Winteraufstallung ihrer Kühe zur Verfügung stand, wurden die anderen Kühe in einem Gemeinschaftsstall, angebunden in Langständen, gehalten. Das Vorlegen von Heu, gegebenenfalls auch Futterstroh, das tägliche Ausmisten und Einstreuen wurde von dem durch den Verlust der rechten Hand behinderten Herrn Lange erledigt. Die Verabreichung von Rüben und Schrot erfolgte jeweils durch die Kuheigentümer. So konnte jeder sein „Kuhche“ mehr oder weniger individuell füttern. Jeden Morgen und gegen Abend sah man die Frauen mit zwei Eimern durch den Ort zu diesem Kuhstall streben. In einem Eimer war die Rübenration und in den anderen wurde die Milch gemolken. Allzuviel Unruhe entstand durch den starken Publikumsverkehr im Stall nicht, denn die Kühe hatten sich sehr rasch auf ihre Bezugspersonen eingestellt. Nachteiliger wäre eine Einzelaufstallung der Kühe gewesen, denn diese hätte dem für Rinder typischen Herdentrieb widersprochen.

Das Brotbacken

An der Dorfstraße, die nahe dem Birkengraben entlang führte, stand ein Backofen. Es war ein kleines, massives Bauwerk mit einem großen Feuerloch in der einen Giebelseite. Diesem gegenüber, im anderen Giebel, befand sich der Schornstein. Der Backofen stand den Ortsbewohnern nach Bedarf zur Verfügung. Um sein Fassungsvermögen voll auszunutzen, schlossen sich jeweils mehrere Backinteressenten zum gemeinsamen Brotbacken zusammen.

Am Abend vorher wurde der Brotteig in einem Backtrog mit Sauerteig angesetzt. Der Teig stand nachts neben dem warmen Stubenofen, um den Gärvorgang zu fördern. Am nächsten Morgen in aller Frühe wurden aus dem Teig unter Kneten und Walken Brotlaibe geformt, große, schwere Laibe. Schwerarbeit für die Frauen – dieses Brotbacken nach alter Überlieferung.

Meistens war es ein Rentner, der gerne das Heizen des Backofens übernahm. Mit Strauchwerk wurde ein rasch loderndes Feuer entfacht, das immer wieder nach-

geschürt werden musste. Hatten sich nach gut zwei Stunden intensivem Feuern die Ziegelsteine des Ofeninnern entsprechend aufgeheizt, wurde der Ofen von der restlichen Glut und von der Asche gesäubert.

Inzwischen waren die Frauen mit den geformten Brotlaiben erschienen. Auf flachen Schubkarren transportierten sie die Last von etwa zehn Broten à vier bis fünf Kilogramm, den Brotbedarf einer Familie für knapp zwei Wochen. Mit langen Holzschiebern wurden die Brotlaibe in den heißen Ofen geschoben, immer einen kleinen Abstand voneinander haltend, damit sie nicht zusammenbackten. Nahe der Ofentür kamen die „Schieberplatz“. Das waren dünne Brotteigfladen. Mit den Fingerknöcheln waren darin Dellen eingedrückt. In diese wurde Schmand gegossen und alles mit Zucker bestreut. Die Ofentür wurde geschlossen. Schon nach etwa 20 Minuten waren die „Schieberplatz“ gar. Sie schmeckten köstlich. – Reichlich zwei Stunden dauerte der Backvorgang beim Brot. Den garen Broten entströmte dann ein warmer, würziger Duft, der den ganzen Ort durchzog. Köstliches, nahrhaftes Landbrot, dicke, braune Kruste und auf der Unterseite vereinzelt eingebackene Holzaschenreste.

Die Schule

Der Aufbau eines geordneten Schulwesens setzte die Schulpflicht und das Vorhandensein entsprechender Lehrer und Schulgebäude voraus. Erst durch König Friedrich Wilhelm I. (1713 – 1740) war in Preußen mit dem „Generalindikt“ vom 28. September 1717 ein geordnetes Schulwesen eingeführt worden. Er ließ in Ostpreußen 1500 Schulen einrichten und unterstützte besonders arme Gemeinden bei der Schulunterhaltung.

Die allgemeine Schulpflicht fand auf dem Lande keineswegs Anklang. Besonders notwendig wurden im Sommer die Kinder als Arbeitskräfte benötigt. Galten doch die Kinder ab zwölf Jahren als Arbeitskräfte und Knaben unter zwölf Jahren als Hütejungen. So wurde denn vorerst im Sommer kein Schulunterricht abgehalten. Im Winterhalbjahr fand dagegen ganztägig Unterricht statt. – In einem großen, farbigen „Schnupftuch“ wurden Katechismus, Gesangbuch, Schiefertafel und Fibel eingebunden, denn Schultornister gab es damals noch nicht, zumindest nicht auf dem Lande. Die Auswärtigen brachten sich im Paartopf das Mittagessen mit. (Der Paartopf bestand aus zwei runden, emaillierten, jeweils etwa einen Liter fassenden Gefäßen, die mit einem Tragegriff verbunden waren. In diesem Gefäß nahm man sich das Mittagessen zur Arbeitsstelle mit oder ließ es sich auch bringen.) Beim Lehrer auf dem Herd durften sie das Essen aufwärmen. Witterungsbedingt war jedoch den Kindern bei den langen Anmarschwegen und den miserablen Wegverhältnissen der Schulbesuch oft gar nicht möglich.

In dem damals bitterarmen Preußen waren die ersten errichteten Schulgebäude

sehr bescheiden. Die eine Hälfte desselben war die Wohnstube des Lehrers und zugleich Unterrichtsraum. Die andere Hälfte war Stallraum. Der Lehrer betrieb, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, eine kleine Landwirtschaft. Die Schule war, wie auch die Kirche, mit Land ausgestattet. Eine schulische Ausbildung hatten aber viele der ersten Lehrer nicht erhalten. Oft waren es aus dem Militärdienst ausgeschiedene Soldaten. Friedrich II. (1740 – 1786) setzte sehr oft Kriegsinvaliden, an denen es in seiner Regierungszeit wirklich nicht mangelte, bevorzugt als Lehrer ein. Ihm war auch nicht übertrieben viel an der schulischen Ausbildung seiner bäuerlichen Landeskinder gelegen. „Lernen sie zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretäre und so 'n Zeugs werden“, war seine Meinung. Soldatische Tugend, Genügsamkeit, Fleiß und Gehorsam gegenüber dem Staat verlangten er und alle preußischen Könige von den Landeskindern. – Der Religionsunterricht nahm auch hier eine dominierende Stellung ein. Ungenügend in Religion war mindestens so schlimm wie Diebstahl. Doch Lesen, Schreiben und Rechnen wurden jetzt Pflichtfächer. Mit der zugespitzten Gänseschwungfeder und selbst angesetzter Tinte gewannen auf grobem, grauen Papier Buchstaben an Gestalt. – Und das Prügeln der Lehrer gehörte zur Schule wie das Amen in der Kirche.

Nach den Schilderungen meiner Großmutter, Jahrgang 1857, waren so in etwa auch die Verhältnisse in der Rossitter Schule, als sie diese besuchte. Etwa um die Jahrhundertwende wurde ein zweiklassiges Schulgebäude errichtet. Mein Vater, Jahrgang 1897, wurde dort bereits unterrichtet, während sein ältester Bruder als Zimmermann an diesem Gebäude mitgearbeitet hatte.

Es war ein solider Klinkerbau, mit Dachpfannen eingedeckt, eine Dorfschule, wie man sie landauf, landab vorfand. Große Bogenfenster ließen viel Licht in die recht geräumigen Klassenzimmer. Im kleineren, nach Süden gelegenen Klassenraum wurden die drei jüngsten Jahrgänge von einem Junglehrer unterrichtet. Die Junglehrer waren mit viel Idealismus bei der Sache, wechselten aber oft. Die fünf älteren Jahrgänge, also bis zur Schulentlassung, unterrichtete der Hauptlehrer August Schindowski in der „großen Klasse“. – Dann waren da im Erdgeschoss noch die geräumige Wohnung des Hauptlehrers und im Dachgeschoss das Zimmer des Junglehrers. Als Relikt aus längst vergangener Zeit gehörte zur Schule ein kleines Gebäude mit Stall und Scheune. Herr Schindowski betrieb allerdings niemals Kuh- oder Schweinehaltung, sondern hielt lediglich ein paar Hühner für den Eigenbedarf an Eiern. Somit blieb dieses Gebäude weitgehend ungenutzt. Es überstand sogar die Kriegs- und Nachkriegswirren.

Jeweils etwa 50 Kinder besuchten die Rossitter Schule. Sie kamen aus den Orten Rossitten, Petersdorf, Laubnitz, Opitten und Kerschitten. Das Klappern ihrer Schlorren auf den geölten Dielen war für diese Schule arttypisch. Doch im Sommer ging es diesbezüglich leiser zu, da waren die Kinder Barfüßler geworden, gingen sie „barbs“. Kaum blühten Leberblümchen und Veilchen, zogen die ersten schon Schlorren und Strümpfe aus. – Es war nicht einfach für die Lehrer, die widerspenstigen Kinderhirne mit Wissen anzureichern. Auf jeden Fall war keines

von denen in der Weise abartig, dass es gerne zur Schule ging. Die Freiheit in der landwirtschaftlich geprägten Erlebniswelt stand bei ihnen viel zu hoch im Kurs. Die Zwänge der Schule kniffen da mindestens so wie zu enge Hosen. War es da ein Wunder, wenn Lehrer Schindowski manchmal der Geduldsfaden riss und er recht „glubsch“ (ärgerlich) wurde. Doch den Hintern poliert hat er selten jemanden, dafür aber gerne Hiebe mit einem dünnen Rohrstöckchen in die Handfläche ausgeteilt. Und das war verflixt schmerzhaft. Was den allgemeinen Geräuschpegel der Schule, speziell während des Unterrichts betraf, so war er im Vergleich zu den heutigen Praktiken als sehr niedrig zu bewerten. Die Kinder plagten sich mit der steilen Sütterlinschrift ab und entlockten dabei der Schiefertafel wenig melodische Kratzgeräusche. – Nicht gerade melodisch verlief auch die Gesangsstunde bei Herrn Schindowski. Musikalisch veranlagt war er bei Gott wirklich nicht, und er mühte sich redlich mit der Geige ab. Meistens hatte er diese zu hoch eingestimmt und so fluteten sein Geigenspiel und der Gesang der Kinder beachtlich auseinander. Dazwischen die Grunzlaute der völlig Unmusikalischen. Diese Darbietung lockte manchmal Frau Schindowski in die Klasse, und sie versuchte dann, ihren August auf den richtigen musikalischen Weg zu bringen. – Ja, und sonst wurde den Kindern auch so manches Wissenswerte vermittelt. Im Geschichtsunterricht blieben aber die wirklichen Zusammenhänge des Weltgeschehens vollkommen außen vor. Da wurde nur die enge, deutschbezogene Welt gezeigt. – Die sportlichen Aktivitäten wiesen nicht gerade in Richtung Olympia. In der Turnstunde spielten die Jungen meistens Schlagball. Fußball war damals noch nicht so in Mode, zumindest nicht in Rossitten. Die Mädchen vergnügten sich derweil mit Völkerball. – Ein gutes Sprungbrett für weiterführende Schulen, gar ein Gymnasium, war die Rossitter Schule wohl kaum.

Eine Neuerung trat mit dem 1. Oktober 1940 im Schulbetrieb ein. Die Mädchen wurden nun in Sport und Handarbeit von einer speziellen Kraft betreut. Es war Fräulein Irmgard Heinrich, stationiert in Reichenbach. Als eine Art Wanderpredigerin per Fahrrad betreute sie in den angegebenen Fächern die Volksschulen der Umgebung und erteilte an verschiedenen Tagen nachmittags den weiblichen Berufsschülern Kochunterricht. Dienstags und freitags erschien sie in Rossitten. Kriegsbedingt waren die Handarbeiten sehr auf Zweckmäßigkeit ausgerichtet. Der Sport tendierte in Richtung Gymnastik, geprägt von dem damaligen „Glaube-und-Schönheit-Ideal“.

Im Februar 1943 heiratete Fräulein Heinrich den Reichenbacher Großbauern Ernst Schlacht und stellte im Laufe des Jahres ihre schulische Tätigkeit ein.

Namentlich bekannte Lehrer, die an dieser Schule unterrichtet haben:

- 1810 Lehrerstelle nicht besetzt
- 1811 Lehrer Carl Götz
- 1816 Lehrer Hermann (wird wegen Trunkenheit entlassen)
- Lehrer Hochfeld

	Lehrer Lorenz
1823	Lehrer Krause
1883	Lehrer Stadl
1892	Lehrer Stritzel
etwa ab 1900	Lehrer August Schindowski

Eine zweite Schulklasse war eingerichtet worden. Oft wechselnde Junglehrer unterrichteten in dieser die Kinder der ersten drei Schuljahre.

Das Schulgebäude wurde 1945 von den Rotarmisten total zerstört. Nichts deutet mehr auf dessen einstiges Vorhandensein hin. Es waren wahrscheinlich vorgefundene Nazi-Embleme, die den Vorwand für die Zerstörung lieferten. Ansonsten wurden von ihnen in Rossitten mutwillig keine Gebäude zerstört, wie es in Opitten und Petersdorf der Fall war. Kampfhandlungen hatten innerhalb der Gemeinde nicht stattgefunden. – Den Schulhof mit dem angrenzenden Gartenland vom alten Kutscher Pörschke hat sich die Natur zurückerobert. Verwildert ist der einstige, hinter dem Schulgebäude gelegene Bienengarten. Wie es bei den Dorfschullehrern allgemein üblich war, befasste sich auch Lehrer Schindowski mit der Bienenhaltung. In mehreren Reihen standen zahlreiche Kanitzkörbe, aus Stroh gefertigte Hohlkörper, die jeweils ein Bienenvolk beherbergten.

Die Jett

„Ordnung muss sein, Mutter nimm den Besen und feg den Tisch ab.“ Diese Redewendung wird der Außenstehende leicht als auf die Jett anwendbar gefunden haben. Zu deren Standardbekleidung gehörte die Sackschürze, eine aus einem Kartoffel- oder Getreidesack und einem Sackband wahrhaftig nicht kunstvoll gefertigte Halbschürze. Die Jett schien sich von diesem individuellen Garderobenstück höchstens des nachts zu trennen. – Die Jett war von untersetzter, etwas kompakter Statur. Trotz ihres rastlosen Tätigseins hatte sich ein kleiner Schwimmring um ihre Taille gelegt. In dem rundlichen, gutmütig freundlichen Gesicht waren zwei wieselflinke Augen und ein Mund, der nicht lauthals lachte, aber gerne schmunzelte.

„Na wacht man, alle sieben Jahr passt mal ein Flick“, war ihre Devise. Ihre Tochter hatte das Kinderkriegen vor die Hochzeit vorverlegt, damals noch nichts Alltäglichen. Sie wurde deswegen aber von der Jett nicht gemaßregelt. Als sie jedoch bei der Niederkunft des Kindes zu sehr jammerte, bekam sie von ihrer Mutter zu hören: „Schrei du Kreet man, schrei. Wem das Bocken Spaß macht, der muss auch Lammen.“ – Sie war in ihrer Ausdrucksweise sehr oft recht derb und wirklich nicht salonfähig. Gerne brachte sie damit den Anderen in Verlegenheit, ja sogar zum Errotten.

Sie hieß eigentlich Henriette, die Frau des alten Kutschers Pörschke. Gewiss war sie keine Dame, aber mit Bestimmtheit braucht sie nicht mit dem Besen auf ihrem



*Zwei Rossitter Frauen:
Frau Dettmann, die Schlossverwalterin und Henriette Pörschke, die „Jett“*

Tisch Ordnung machen. Trotz der Sackschürze war sie sehr ordentlich und fleißig. Fünf Jungen und ein Mädchen zog das Kutscherehepaar groß. Alle sind es rechtschaffende Menschen geworden. Gutmütig, selbstlos und das Letzte hergebend war die Jett auch zu ihren zahlreichen Enkelkindern. Durch die Flucht hatte sie das meiste ihrer Habe verloren, jedoch nichts von der Derbheit ihrer Ausdrucksweise eingebüßt. Zu gerne brachte sie damit auch in Nordburg die Rossitter Marjellens in Verlegenheit, die dann hinterher etwas zu „bekichern“ (belachen) hatten.

Der „Plingerjud“ (Lumpensammler)

Die Bezeichnung „Jud“ hatte keine abwertende oder diskriminierende Bedeutung. Jeder Händler wurde allgemein als „Jud“ bezeichnet. Sehr oft traf dies ja auch zu. Ob solches auch bei dem „Plingerjud“, der Rossitten und die umliegenden Ortschaften bereiste, der Fall war, entzieht sich meiner Kenntnis und ist auch nicht von Bedeutung. Er kam ein, höchstens zwei Mal im Jahr mit seinem bescheidenen, von einem abgekämpften Pferd gezogenen Wägelchen. Lumpen, Papier, Edelmetall kaufte er auf. Durch Bimmeln mit einer Handglocke und dem wiederholten Rufen „Lumpen . . . Lumpen“ kündete er seine Ankunft an und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Seine eifrigsten Verbündeten, die Kinder, waren im Allgemeinen die Nutznießer beim Lumpenverkauf. Mit einer Stange Lakritz oder einem bunten Blechhähnchen mit Mundstück, dem man Töne entlocken konnte, fühlten sie sich reichlich belohnt. Doch es war gar nicht so einfach, Lumpen aufzutreiben. Jedes Kleidungsstück wurde wiederholt umgeändert und geflickt. Schließlich landete es, vorher sämtlicher Knöpfe beraubt, in der „Flickerzich“. Sie war Lieferant der diversen benötigten Flicker, von „Scheuerkoddern“ (Scheuerlappen) und „Waschkoddern“ (Lappen für den Geschirrabwasch). Ferner war sie gleichsam das Rohstofflager für die beliebten und schier unverwüstlichen, handgewebten Läufer, auch Bauernteppiche genannt. Dazu wurden die alten Textilien

in Streifen geschnitten und grobes, festes Garn fand als Kettfaden Verwendung. Da mussten die Kinder immer ganz schön „pranzeln“ (betteln), ehe die Mutter die Flickerzich für den Lumpenmann plünderte.

Ja, und Papier war erst recht rar. Der Zeitungs- und Zeitschriftenwald rauschte damals bei weitem nicht so stark, wie es heute der Fall ist. Das Geld saß für so etwas auch nicht locker oder war gar nicht vorhanden. Abonniert wurde höchstens eine Tageszeitung, und zwar die „Elbinger Zeitung“. Sie war nicht besonders großformatig und zahlreich an Seiten. Nachdem sie gelesen worden war, begann ihre ökonomische Verwertung. In sie wurde das Vesper- und Schulbrot eingewickelt. Sie wurde unter anderem zum Fensterputzen und im Winter zum Abdichten der Fenster benutzt, wenn es „wie Hechtsupp“ zog. Das tägliche, mehrfache Anfeuern des Kochherdes erforderte auch Papier. Und dann war da noch das kleine Holzhäuschen, das etwas versteckt hinter dem Schuppen oder an der Stallecke stand, mit seinem laufenden Papierbedarf. – Außer der Zeitung kamen an Papier nur die paar braunen Tüten ins Haus, in die der Kolonialwarenhändler den Zucker und das Salz eingewogen hatte. Reklameschriften, heute direkt eine Belästigung, wurden damals von den Geschäften nicht verschickt.

So war denn auch die jeweilige Ausbeute vom „Plingerjud“ recht bescheiden. In müdem Trab zuckelte das Gefährt zum nächsten Ort.

Wenn Samstagabend die Dorfmusik spielte

Aus der Perspektive des Städters und durch dessen Brille betrachtet, erschien das Leben in Rossitten sicher stupide, langweilig und öde. Nun, in geselliger Hinsicht bezüglich öffentlicher Veranstaltungen oder Vergnügungen war wirklich „nuscht nich los“. Allerdings bildete Rossitten darin keine Ausnahme, denn so in etwa war es auch in den allermeisten anderen Orten bestellt, die sich nicht um eine Kirche scharten, also keine Gründungen des Ritterordens waren. Aufregendes, vor allem, was über die Ortsgrenzen hinaus Interesse fand, passierte in Rossitten kaum, wie ja allgemein das Leben auf dem Lande vorwiegend aus kleinen und nur wenigen großen Ereignissen besteht. Die Natur, deren Jahresrhythmus hatte das dortige Leben geprägt. Seinen Bewohnern war die Landarbeit zum Lebensinhalt geworden, hatte sie geformt und auch befähigt, die Natur bewusst zu erleben. Und die ist niemals langweilig. Frustration und Langeweile kamen in Rossitten wohl seltener vor als in den reizüberfluteten Städten. Ruhe und Behaglichkeit strahlten hier die Sonntage aus.

Angemessen der knappen Freizeit brauchte die Sonntagsgarderobe nicht sehr umfangreich sein. Die jungen Frauensleute waren keine etepetete Modepüppchen. Ihre Kreationen entbehrten der neuesten modischen Raffinesse und blieben auf dem Boden gesunder, bezahlbarer Realität. Und wenn die Bembergseidenen auch II. Wahl waren: „macht ja nuscht“, „hibsche Mächens“ waren es trotzdem. Mit

Kalodermagelee versuchten sie an ihren Händen die Spuren der harten Arbeit zu tilgen, damit diese ganz zart „puscheien“ (streicheln) konnten. Ansonsten waren die Mädchen Natur schlechthin, ohne Lippenstift, Rouge und dergleichen. – Konservativ in der Garderobenmode waren die alten Frauen geblieben. Dunkler, fast knöchellanger Rock, die unverzichtbare Schürze, unter dem Kinn geknotetes Kopftuch und in der kalten Jahreszeit ein Umschlagtuch bildeten die sichtbaren Teile ihrer Garderobe.

Wenn in Reichenbach „Schwof“ (Tanzvergnügen) stattfand, was etwa fünf, sechs Mal im Jahr vorkam, strebten auch die jungen Burschen und Mädchen aus Rositten dorthin. Mit dem vor dem Zweiten Weltkrieg stark an Bedeutung gewachsenen Verkehrsmittel, dem Fahrrad, ließ sich die Entfernung zwischen beiden Orten gut bewältigen. Anstrengend und schweißtreibend wurde es, wenn eine stramme Marjell Mitfahrerin war. Sie balancierte dann, nicht gerade bequem sitzend, auf der Querstange des Herrenfahrrades. Und die Fahrradbeleuchtung, die Karbidlampe, gab meistens rasch den Geist auf. Doch das war ohne Bedeutung, denn Fuchs und Hase, die einzigen Straßenbenutzer zu nachtschlafender Zeit, wichen rechtzeitig aus. Man musste nur Obacht geben und in Reichenbach dem Wachtmeister Plate nicht gleichsam in die Hände radeln.

Im Saal des Gasthauses Hasselberg fand der Tanz statt. Die Städter beurteilten den Dorftanz recht abwertend als derbes, lautes Vergnügen mit Besäufnis und Prügelei. Verglichen mit den heutigen Diskoveranstaltungen war jedoch die dort gebotene Musik direkt dezent. Die fünf Musiker, die dort aufspielten, mussten noch ehrliche Arbeit leisten, ohne technische Hilfsmittel wie Verstärker, Mischpult und Ähnliches. Es war Musik, die kein schmerzhaftes Dröhnen des Trommelfells verursachte und eine Unterhaltung mit dem Tanzpartner, mit dem man ja in Körperkontakt tanzte, gestattete. Man tanzte damals „in den siebenten Himmel der Liebe hinein“.

Und der Karnevalsschlager „Kornblumenblau“ hatte auch Ostpreußen erobert. – Die Musiker, die zum Tanz aufspielten, auch auf den Hochzeiten in den umliegenden Orten, waren in Dollstädt wohnhaft. Mit dem Fahrrad, ihre Instrumente geschultert, reisten sie jeweils an. – Dass die Tanzvergnügen ein intensives Besäufnis waren, konnte man wirklich nicht sagen, auch wenn bei einigen männlichen Teilnehmern der Alkohol zuerst eine zungenlösende und dann eine magenumstülpende Wirkung erzeugte. Kam es wirklich einmal zu einer Schlägerei, so war diese mehr Ausdruck rustikaler Daseinsfreude. Veranlassung hierzu bot meist die holde Weiblichkeit. Wenn sich die auswärtige Konkurrenz zu intensiv um eine Schöne bemühte, sie gar noch „begrabschte“, dann kamen schon mal Handgreiflichkeiten vor, hieß es doch „Unsre Hiehner peddeln wer selbst“. Ansonsten galt der Ostpreußen Devise: „Zu was wer ich Streit anfangen.“ Dass bei den Schlägereien auch mit dem Messer gepiekt wurde, geschah in Reichenbach eigentlich erst, als die Politik mit ins Spiel kam.

Rossitten hatte 1933 wirklich nicht das braune Fieber ergriffen. Politische Ereignisse fanden dort ganz allgemein nur geringe Aufmerksamkeit. Dementsprechend war diesbezüglich das Engagement wahrhaftig nicht umwerfend. Eine Ausnahme hiervon machte die Familie Schindowski. Schindowskis Jacke schmückte, neben dem Band des EK II vom Ersten Weltkrieg, das Parteiabzeichen der NSDAP. Doch trat er politisch nicht aktiv in Erscheinung, sondern wurde nur nach dieser Fassung selig. – Ansonsten waren eigentlich nur die Jungen ab dem zehnten Lebensjahr als politische Aktivisten zu betrachten. „Der Dienst in der Hitlerjugend ist Ehrendienst am deutschen Volk“, hieß es im Reichsgesetzblatt I, § 1. In Wahrheit war es bei den Jungen aber eher eine Reaktion auf den schulfreien Samstag, der ihnen zur Ausübung des Jungvolkdienstes gewährt wurde. Nach der Schulentlassung ließ deren parteipolitisches Interesse gewaltig nach, musste doch der so genannte Dienst in der knappen Freizeit ausgeübt werden.

Die Gleichung „Jeder Deutsche – ein Nazi“, dieses heute schablonenhafte Denken, entbehrte auch in Rossitten jeglicher Realität.

Der Rossitter See

Dieser See ist erstmalig in einer Handfeste (Grundstücksverschreibung) aus dem Jahre 1530 als „Seechen von Rossitten“ erwähnt. Seine Größe wird mit sechs kurlischen Morgen (etwas über drei Hektar) angegeben. Die Wasserfläche war jetzt aber erheblich geringer. Der See dürfte sich damals auch über die Seewiesen erstreckt haben. Einst muss dieser See eine große wirtschaftliche Bedeutung gehabt haben, denn er wurde bei Grundstücksverschreibungen gesondert behandelt. Da er keine strategisch wichtige Lage hatte, war es sicher nur sein Fischreichtum, der ihn so interessant machte.

Der See liegt auf einer Höhe von 63,4 Metern. Im Norden, Osten und Südosten schiebt sich das stark hügelige Gelände hart an sein Ufer. Am stärksten wird er von dem 91,3 Meter hohen Pappelberg bedrängt, der die höchstgelegene, landwirtschaftlich genutzte Fläche von Rossitten war. Nur im Südosten hatte der See Ausdehnungsmöglichkeit. Hiervon machte er im Frühjahr bei der Schneeschmelze ausgiebig Gebrauch und überschwemmte die dort gelegenen Seewiesen. Schmelzwasser ließ den Wasserspiegel derart rasch anschwellen, dass sein Abfluss, der in den Birkengraben führte, die Wassermassen nicht bewältigen konnte. Doch bald normalisierte sich wieder alles und das Wasser lief von den Seewiesen ab. Im Sommer wurden sie als Pferdeweide genutzt. Nachts und an den Sonntagen weideten dort die Arbeitspferde.

Der See wurde von einer Quelle gespeist, die in seinem östlichen Teil entsprang. Hier bildete sich auch im strengsten Winter kein tragfähiges Eis. Mit Industrieableitungen oder Ableitungen aus der Landwirtschaft wurde der See nicht belas-

tet. Zwar diente er an seinem Ostufer während der Weidesaison als Viehtränke, und eine nahe dem Gutshof gelegene Stelle wurde als Pferdeschwemme genutzt. Die zum Feierabend heimkehrenden Gespanne wuschen sich hier sozusagen die Füße und stillten ihren Durst. Rinder und Pferde ließen schon mal etwas ins Wasser fallen. Doch das war relativ unbedeutend. Die Wasserqualität galt daher auch als sehr gut. Dies spiegelte sich in einem reichen und gesunden Fischbestand wider. An Nutzfischen waren es vor allem Karausche, Schlei und Hecht.– Für den Eigenbedarf des Gutes an Fischen waren in der Nähe des Westufers Reusen aufgestellt. Deren Betreuung oblag dem Förster. Mit einem Boot machte er seine Kontrollrunden und brachte die gefangenen Fische in einen wasserdurchspülten Holzkasten, der von einem Steg aus zu erreichen war. Hier harrten sie ihres weiteren Schicksals, den Speiseplan in irgend einem Rossitter Haushalt zu bereichern. Der Fischappetit der Rossitter hielt sich aber sehr in Grenzen. Wenn es schon Fisch sein musste, dann bittschönche aber Schmandheringe. Lediglich der Baron ließ sich jeden Freitag Fisch servieren.

Von Zeit zu Zeit wurde der See von einem Berufsfischer abgefischt. Das geschah sowohl im Sommer als auch im Winter. Bei einem Fischzug im Winter, wobei das Netz unter dem Eis durchgezogen wurde, waren in diesem 35 Zentner Fisch, und das noch nicht sehr dicke Eis bog sich bedenklich unter der Last des übervollen Netzes wild zappelnder Fische.

Kein Wassersportler beeinträchtigte die Naturidylle des Sees. Ungestört waren die auf dem Wasser geschäftig sich tummelnden Blesshühner und die gefiederte Sängergewelt in dem Schilf- und Rohrgürtel. Auf der westlichen Ausbuchtung des Sees, dem flachen, so genannten kleinen See, hatten sich die Mummeln, die bescheidene Schwester der Seerose, ausgebreitet. Im Sommer war der See ein Badeparadies, jedoch kein von der Kultur belecktes, sondern Natur pur, ohne Badeanstalt und Badetourismus, oft auch ohne Badehose. Oma Pörschke, ihre Blöße mit einer Kittelschürze verhüllend, genoss so das erfrischende Nass. Am Tage vergnügten sich dort die Kinder und lernten dabei das Schwimmen. Sie waren sich völlig selbst überlassen und dennoch war ihre Verlustrate gleich Null. Die kleinen „Gnossel“ (Kinder), die kaum richtig gehen konnten, schwammen wie die Wasserratten. Zwei Bündelchen aus Binsen unterstützten die ersten Schwimmversuche. Und der „Topich“, der einst gefürchtete Wassergott der Prussen, ließ sie großzügig gewähren. – Ein Kindesopfer hat der See allerdings gleich nach dem Ersten Weltkrieg gefordert. Lehrer Schindowski war mit den Kindern seiner Schulklasse zum Baden, als eines von ihnen dabei den Tod fand. Den Lehrer traf jedoch keine Schuld, denn die Todesursache war Herzversagen.

Um 19.00 Uhr war auf dem Gut Feierabend. Bald danach stellten sich in der Badesaison die auf dem Gut beschäftigten Jugendlichen am See ein. Staub und Schweiß, der scharfe Geruch des langen Arbeitstages, wurden abgespült. Das nahe Wäldchen lockte zum Ausruhen. Bettwarm waren Gras und Moos. Im leichten

Abendwind flüsteren die Espen, die Dommel rief im Schilf. Hundertfaches Zirpen der Grillen. Aus dem Ort klang es hell und rhythmisch, hörte man das Klopfen (Dengeln) der langen ostpreußischen Sensen. – Völlig konnte man auf diese im Kornaustrag (Getreideernte) nicht verzichten. Da waren noch Hunderte von Metern Getreidefelder vorzumähen, damit der Mähbinder eine Fahrgasse hatte. – In der Luft lag der Duft von Gras und reifem Korn, die Duftnote des Hochsommers. Das Leben knisterte. – Flüsternde Stimmen, Herz und Hände voller Liebe. Verhaltenes Lachen. – „Wie du willst, Puppe, nackt oder ohne Hemd.“ – Gelebte Daseinsfreude in der Hochsommernacht. Die laue, lichte Sommernacht verwischte alle Konturen. Lautlos und geschäftig huschten die Fledermäuse durch das Halbdunkel.

War im Sommer an mehreren Tagen hintereinander sehr warmes, windstilles Wetter, blühte der See. Das Wasser hatte dann eine trübe, schmutziggrüne Farbe. Ursache war eine explosionsartige Vermehrung der Algen. Doch dieser Spuk dauerte nur wenige Tage.

Wenn nach einer länger anhaltenden Frostperiode das Eis auf dem See eine entsprechende Dicke hatte – das war meist Mitte Januar –, begann die Eiserte. Mit Sägen wurden handliche Blöcke aus der Eisdecke geschnitten. Arbeiter, ausgerüstet mit Krallen, packten die glitschigen Eisblöcke auf Arbeitsschlitten, die sie zum Eiskeller brachten. Der befand sich nahe dem Forsthaus, tief in der Erde. Durch eine Luke wurden die Eisstücke über eine Rutsche dort hineingebracht, zum Schluss mit Wasser übergossen, und alles fror zu einem gewaltigen Eisblock zusammen. Von dem Eisblock wurden bei Bedarf Stücke abgehauen. Sie fanden nicht nur im Guts- und Inspektorenhaushalt Verwendung, sondern standen auch den anderen Rossitzer Haushalten zur Verfügung, allerdings bestand bei denen diesbezüglich kaum Bedarf. Im Eiskeller wurde auch vorübergehend vom Förster erlegtes Wild zu dessen Ablagerung aufbewahrt. – Die Augusthitze ließ die Reste des eingelagerten Eises schmelzen.

Selbstverständlich war der See im Winter, wenn er starr unter einer Eisdecke lag, auch Anziehungspunkt und Tummelplatz der Kinder. Zwar waren bei denen Schlittschuhe eine echte Rarität, doch mit schon ziemlich abgelaufenen Schlorren, solchen, die keinen Absatz mehr hatten, ließ sich wunderbar schurgeln. Der nahe am Ufer stehende Pfahl, an dem der Förster in der eisfreien Zeit sein Boot befestigte, wurde zu einem Eiskarussell umfunktioniert. – Ja, die Eltern mussten das Geld sehr genau einteilen, und für den Kauf von Spielzeug reichte es selten. Doch dadurch wurde die Phantasie der Kinder zur Selbstgestaltung gefordert und nicht wie heute durch eine Flut von überkompletem Spielzeug lahm gelegt. Und die von den Müttern selbst genährte „Kodderpuppe“ war robust, nahm nichts übel und wurde von den kleinen Marjellchens wie ein kostbarer Schatz geachtet. Sie ließ ihnen viel Spielraum für die eigene Einbildungskraft.

Es war im Sommer 1936 oder 1937, da wurde der See für einen Zuchtbullen zur

Zufluchtsstätte. Wie alljährlich üblich, war er während der Weidezeit bei der Kuhherde. Sein allgemeines Verhalten ließ in jenem Jahr jedoch befürchten, dass er für Menschen gefährlich werden könnte. Nicht die Schweizer hegten diese Befürchtung für ihre Person. Sie konnten sich diesbezüglich auf Nella, einen äußerlich unscheinbaren Hütehund, verlassen. Der wurde von dem Bullen, diesem 1000-Kilo-Muskelpaket, bedingungslos respektiert. – Besonders die Kinder neckten den Bullen zu gerne. Ein Neckreim, den sie ihm zuriefen und der auch auf einen von den ihnen, den sie ärgern wollten, gemünzt war, lautete:

„Bolle, Bolle, Itzsack,
reiß der Kuh den Zitz ab,
lass ein Stückche dran,
dass der (die) dran sauge kann.“

Zornig grunzende Brülllaute ausstoßend, stand der Bulle mit gesenktem Kopf da und warf dabei, abwechselnd die Vorderfüße benutzend, Gras und Erde hoch. Wenn er sich so dem schützenden Weidezaun näherte, verließ die Neckenden der Mut, und sie nahmen Reißaus. – Um eventuelle Angriffe des Bullen, bei denen Menschen gefährdet werden könnten, zu vermeiden, sollte der Bulle ein Brett vor den Kopf gebunden bekommen. Dieses wurde in solchen Fällen allgemein praktiziert. Der Bulle hatte dann nur nach beiden Seiten ein stark eingeschränktes Blickfeld und war so zu einem Angriff gar nicht mehr in der Lage. Doch für das Vorhaben musste er erst einmal gefangen werden. Auf der Weide war das jedoch nicht möglich. Elegant schwang er seine zahlreichen Kilo über die Koppelzäune. Mit Hilfe zweier berittener Gespannführer konnte er schließlich Richtung Gutshof dirigiert werden. Jedoch in Höhe des Sees änderte der Bulle seine Meinung, stürmte in diesen hinein und schwamm der Mitte zu. Dabei wendete er ab und zu seinen Kopf und schien sich über die verdattert am Ufer stehenden Schweizer und die beiden Berittenen zu amüsieren. Ein furchtbares Donnerwetter vom Stapel lassend, erschien plötzlich Oberinspektor Gerlach. Er sah schon den teuren Zuchtbullen, für den er im vergangenen Jahr auf der Ostmesse in Königsberg 6 000 Reichsmark bezahlt hatte – damals ein einsamer, hoher Spitzenpreis –, auf dem Grund des Sees verschwinden. – Der Baron hatte bezüglich dieses Bullenkaufs missbilligend die Augenbrauen hochgezogen, und ihn überkamen Zweifel an der Geschäftsfähigkeit seines Oberinspektors. – Nella erfasst die Situation und kraulte dem Bullen nach. Immer wieder versuchte sie, ihm in die Nase zu beißen und wurde von ihm zornig weggeschleudert. – Doch Nella gab erst auf, als der Bulle die Richtung änderte und zum Ufer zurückschwamm. Hund und Bulle trugen blutende Blessuren davon. Der Letztere war jetzt gefügig und ergab sich seinem Schicksal.

Der Friedhof

Am westlichen Rand des Waldes, dort wo dieser an die Rossgärten des Pappelberges anstieß und der freie Blick über den See bis zu dem dahinter gelegenen Ort reichte, war der Friedhof gelegen. Ein wirklicher Ort des Friedens, idyllisch eingebettet unter dem Schirm hoher Waldbäume. Kein störender Zaun verwehrte den Zutritt zu den dort Ruhenden.

Etwa 1925 wurde dieser Friedhof für die Verstorbenen von Rossitten und Petersdorf eingerichtet. Bisher waren diese auf einem Feldfriedhof in Königsblumenau beigesetzt worden, immerhin gut sechs Kilometer entfernt, für Petersdorf sogar mehr als sieben Kilometer. Ein Besuch der Gräber war immer mit vielen Umständen verbunden, denn die Entfernungen waren damals, als noch nicht einmal jeder radfahren konnte, doch recht erheblich. Was jedoch der eigentliche Anlass für die Einrichtung eines Friedhofes in Rossitten war, ist nicht überliefert. Vielleicht spielte die starke Belegung des Königsblumenauer Feldfriedhofes dabei eine Rolle. – Der erste Verstorbene, welcher auf dem Rossitter Friedhof seine Ruhe fand, war allerdings kein Ortsansässiger. Es war Baron von Roenne, ein von seinen Besitzungen vertriebener Baltendeutscher. Er und seine Familie waren vom Baron aufgenommen worden und praktisch über Jahre Dauergäste im Schloss. Auch der zweite Tote, der dort zur letzten Ruhe gebettet wurde, Frau Neubecker, die Mutter vom Gärtner Neubecker, war nur eine zugereiste Rossitterin. – Bis 1945 war die Zahl der Gräber auf etwa 30 angewachsen.

Auf den ländlichen Friedhöfen gab es früher keine Leichenhalle. Die Verstorbenen wurden im Hause aufgebahrt. Das schuf besonders in den Insthäusern Probleme. Allerdings war man es dort seit je her gewohnt, mit den Toten bis zu ihrer Bestattung mehr oder weniger zusammenzuleben. Gekocht und gebacken wurde derweil jedoch in einem Nachbarhaushalt. Später, als die Autogarage eingerichtet worden war, stand diese für die Aufbahrung der Toten zur Verfügung. - Am Tage der Beisetzung wurde der Pfarrer mit dem Kutschwagen von Königsblumenau geholt. Nach der Trauerrede, die meist bei offenem Sarg erfolgte, wurde dieser verschlossen. Der Transport des Sarges erfolgte auf einem gesäuberten und mit Stroh ausgelegten Ackerwagen. Zwei ruhige Pferde zogen diesen. Die Trauergäste, ein mehr oder weniger langer Zug und alle in schwarzer „Begräbnisuniform“, folgten dem Gefährt die etwa zwei Kilometer zum Friedhof zu Fuß. Dort wurde der Tote sozusagen der Natur übergeben. Lehrer Schindowski war mit einigen sangesbegabten Kindern dort erschienen, und sie sangen „Lass mich gehen, lass mich gehen“. Die Kirchenglocken, die in Königsblumenau vom Küster, Meister Werner, geläutet wurden, klangen nicht bis hierher, jedoch um so intensiver die Stimmen des Waldes.

Nach der Beisetzung fand man sich im Trauerhaus zusammen. Hilfreiche Hände aus der Nachbarschaft hatten dort inzwischen eine Kaffeetafel vorbereitet. „Na,

esst man, esst, is ja jenuch von allem da“, wurden die Trauergäste aufgefordert. – Zu der sprichwörtlichen ostpreußischen Gastfreiheit gehörte das wiederholte „Netigen“ (zum Essen und Trinken auffordern) der Gäste; auch ein Erbe der preussischen Vorfahren. Ja, bei den Begräbnisgelagen, dem Festmahl zu Ehren des Verstorbenen, wurde manches Mal richtig abgeräumt. Es kam schon mal vor, dass dieses ziemlich Temperatur bekam und man dabei den eigentlichen Anlass fast vergaß. Man „versoff das Fell“ des Toten.

1945, als die Russen dieses Land den Polen übergeben hatten, war es deren vordergründiges Bestreben, alles Deutsche zu tilgen. Dazu gehörte die Zerstörung der Friedhöfe. Auch der Rossitter Friedhof erfuhr dieses Schicksal. Der Wald hat diesen inzwischen völlig in Besitz genommen und die dort angerichteten Verwüstungen, die eingesunkenen Grabstellen, gnädig verdeckt. Die Grabeinfassungen und die Grabsteine fehlen völlig. Sie sollen von den Polen nach Warschau transportiert worden sein und sind dort in irgend einem Fundament verschwunden. Ja, die Natur hat es eilig und wandert mit dem Wald bereits in den Rossgarten, Richtung See. – Der Zerstörung Widerstand geleistet hat eine Metalltafel, die in einem großen Stein, einem Findling, verankert war. Diese Tafel trägt die Inschrift:

1866

Vergiss die Treuen Todten nicht
und schmücke auch ihre Urnen
mit dem Eichenkranz.

1870

1871

Diese Tafel war dem Gedenken der Gefallenen der Kriege 1866 und 1870/71 gewidmet. Rossitten hatte in beiden Kriegen jedoch keine Opfer zu beklagen. – 1991, bei einem Heimatbesuch, entdeckte Horst Pörschke diese Tafel. Sie konnte von mir hierher geschafft werden und befindet sich jetzt in restauriertem Zustand in der Preußisch-Holländer Heimattube. (Die überlebenden Teilnehmer des Krieges 1870/71 erhielten zeit ihres Lebens eine monatliche Rente in Höhe von 12,50 Mark. Das war in jener Zeit ein respektabler Betrag.)

Etwa 100 Meter waldeinwärts vom Friedhof entfernt stand ein Metallkreuz. Dort war die vor Frau Dettmann tätig gewesene Schlossverwalterin Frau Dietze begraben. Sie erkrankte geistig und kam in die südlich von Allenstein gelegene Heil- und Pflegeanstalt Korten. Im Rossitter Wald fand sie schließlich ihre letzte Heimstatt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg befand sich jahrelang ein schmuck- und namenloses Holzkreuz bei dem am Nordufer des Sees gelegenen kleinen Wäldchen, unweit des Öllagers. Rotarmisten hatten dort 1945 ein deutsches Mädchen an einem Baum erhängt. Vielleicht ist dieser Tod für das Mädchen gar noch eine Erlösung gewesen und sie hatte, wie so viele ihres Geschlechts, Qualen erleiden müssen, die die Nachwelt gar nicht ermessen kann. Ein Deutschpole hatte sich der Toten erbarmt, ihr dort ein Grab gegraben und das schlichte Holzkreuz aufgestellt.

Das Kirchspiel Königsblumenau

Chronik, Geschichte und Einzelberichte

Weitere Berichte behandeln die Orte:

Rossitten

Prussisch ja, deutsch ja, polnisch vor 1945 zu keiner Zeit - das besagt der geschichtliche Steckbrief der im Kreis Preussisch Holland gelegenen Kirchgemeinde Königsblumenau.

Von Rossitten und seinen Bewohnern berichtet dieser Auszug aus dem Gesamtwerk.

- Alt Dollstädt
- Gross Brodsende
- Kerschitten
- Königsblumenau
- Krapen
- Mehland
- Neu Dollstädt
- Opitten
- Petersdorf
- Powunden
- Stein



Horst Zlomke, der Autor des Gesamtwerkes „Das Kirchspiel Königsblumenau“, wurde am 14. Februar 1923 in Opitten geboren. Als Sohn eines Bauern, geboren und aufgewachsen in einem kleinen Ort in Ostpreussen, der Kornkammer des Deutschen Reiches, war die berufliche Orientierung von Horst Zlomke naheliegend. In seiner Familienchronik „Aerbarmung“ schreibt er: „Dass ich einst Bauer sein würde, Bauer im weitesten Sinne, war für mich selbstverständlich“.

Die Ausübung des erlernten Berufes wurde durch den Krieg und die Vertreibung aus der geliebten Heimat, wie bei unzähligen anderen Leidensgenossen, jedoch jäh zunichte gemacht.

Und trotzdem – oder vielleicht gerade auf Grund seiner eigentlichen Berufung „einfacher Bauer zu sein“ – lebt das bäuerliche Ostpreussen in den Berichten von Horst Zlomke auf. Mal spannend, mal amüsant, immer jedoch aus tiefstem Herzen und gelebter Überzeugung geschrieben, entführen uns seine Berichte in die Erinnerung an ein geliebtes Land. Und, so unglaublich es auch erscheinen mag, diese Erinnerungen erleben nicht nur diejenigen unter uns, welche zur „Erlebnisgeneration“ gehören. Uns in Horst Zlomkes Berichte vertiefend, spüren auch wir jüngeren Nachkriegsgeborenen die Bande, welche uns mit der Heimat unserer Eltern und Grosseltern verbinden.